

Die Restaurierung der Klosteranlage 1971–1989

GEORG CARLEN

Schon vor der Wiedereinsetzung des Klosters in seine Rechte 1971 begann eine intensive Planungsphase zur Restaurierung der Klosteranlage. Bis 1989 wurden alle Konventbauten und die Fassade der Basilika sorgfältig instand gestellt. An den durchgeführten Massnahmen lässt sich ablesen, wie sich Auffassung, Grundlagen und Methoden der Denkmalpflege entwickeln und teilweise ändern. Neue Untersuchungsmethoden, Archivforschung und die gute Zusammenarbeit von Baukommission, Denkmalpflegeexperten, Architekt und Baufachleuten ermöglichten eine gelungene Gesamtrestaurierung.

Planung

Mit Volksbeschluss vom 7. Juni 1970 und nach Ablehnung einer dagegen erhobenen Beschwerde durch den Bundesrat wurde das Kloster Mariastein 1971 staatsrechtlich wiederhergestellt.¹ Am 21. Juni 1971 gab der Gesamtregierungsrat in einer schlichten Feier in Mariastein die 1874/75 enteigneten klösterlichen Gebäude den Mönchen zurück (Abb. 1, 2).² Im Vorfeld waren durch eine vom Regierungsrat eingesetzte ausserparlamentarische Kommission nicht nur juristische Probleme gelöst und politische Aspekte bearbeitet worden. Es ging auch darum, den baulichen Unterhalts- und Renovationsbedarf der vom

Staat in den knapp hundert Jahren seiner Eigentümerschaft stiefmütterlich behandelten Gebäulichkeiten zu ermitteln. Das kantonale Hochbauamt betraute mit dieser Aufgabe die beiden Architekten Fritz Berger, Basel, und Robert Thüring, Flüh. In ihrem Expertenbericht vom September 1966 kamen sie zum Schluss, «dass an fast allen Gebäudeteilen noch sehr umfangreiche und zum Teil längst fällige Unterhalts- und Instandstellungsarbeiten notwendig sind». Und: «Es scheint, dass nach der Klosteraufhebung und der damit verbundenen Übernahme der Gebäulichkeiten durch den Staat Solothurn während vieler Jahrzehnte wenig oder nicht viel für den Unter-

Abb. 1
Das Kloster Mariastein von Südwesten. Luftaufnahme 2015.





Felix Thomann, Basel

Abb. 2
Abt Basilius Niederberger zieht am 21. Juni 1971 in die restaurierte Klosterkirche ein. Er wird flankiert vom damaligen Landammann Willi Ritschard und von Dompropst Josef Eggenschwiler als Vertreter des Bischofs von Basel.

Abb. 3
Pater Bonifaz Born, Präsident der Baukommission, mit einem von ihm angefertigten Teilmodell der Klosteranlage. Foto 2015.

halt dieser wertvollen Bauwerke aufgewendet worden ist.»³ Sie bezifferten den totalen Kostenaufwand mit 1,5 Millionen Franken.

Mit dieser Kostenschätzung konnten sich weder das Kloster noch die Denkmalpflege zufrieden geben, da sie den denkmalpflegerischen Aspekt der Klosteranlage ausser Acht liess. So wurde der in der Restaurierung historischer Bauten erfahrene Architekt Willi Arnold, Liestal, mit einer neuen Kostenschätzung betraut, die er innert Monatsfrist im Oktober 1968 abliefern sollte. Er wurde vom Bauführer des Hochbauamtes K. Wolf, vom kantonalen Denkmalpfleger Gottlieb Loertscher und von dem von der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege beauftragten Bundesexperten Fritz Lauber, Vizepräsident der genannten Kommission, begleitet. Arnold kam auf das Dreifache der Expertise von 1966, nämlich auf gut 4,5 Millionen Franken. Loertscher bemerkte dazu, es sei in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit nicht möglich gewesen, «eine normal detaillierte Kostenberechnung aufzustellen. Herr Architekt Arnold hat jedoch Fassade für Fassade und Raum für Raum gemessen und mit Hilfe heute gültiger Preisansätze, resp. mit Erfahrungszahlen die Kosten eingesetzt.»⁴ Mit andern Worten hat Arnold die Elementmethode angewendet, die damals offiziell nicht anerkannt war, heute aber gleichberechtigt neben der Methode des sogenannten Baukostenplans steht.

Hochinteressant für die Philosophie, die den bevorstehenden Restaurierungsarbeiten zugrunde gelegt werden sollte, ist in diesem Zusammenhang ein Schlagabtausch zwischen den beiden Denkmalpflegeexperten. Loertscher glaubte sich für die von ihm zusammen mit Kantonsbaumeister Max Jeltsch ehemals niedriger geschätzten Kosten damit rechtfertigen zu müssen, dass man nicht von so strengen Grundsätzen ausgegangen sei, wie sie Bundesexperte Lauber anwandte, «dass z. B. die Ausschmückung der Kirche aus diesem Jahrhundert wieder entfernt werden müsse oder alle modernen Bodenbelege durch traditionelle zu ersetzen seien.»⁵ Lauber konterte, er wende die denkmalpflegerischen Grundsätze auf die Klosteranlage Mariastein keines-

wegs strenger an als anderswo.⁶ Beide beriefen sich auf die «Wegleitung für die Experten» der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege.⁷ Die Frage, in welcher Art die Klosterkirche zu behandeln sei, sollte die Verantwortlichen immer wieder beschäftigen. Ihre unterschiedliche Beantwortung im Verlauf der Jahre legte den langen Weg von der Restaurierung/Rekonstruktion eines ursprünglichen Zustandes zur Instandhaltung und Instandstellung des Bestehenden zurück.

Vorerst galt es aber, die Planung auch nach dem Übergang der Gebäude in das Eigentum des Klosters weiterzuführen und zu detaillieren. Am 13. April 1971 wählte das Mönchskapitel Dr. h. c. Alban Gester von Laufen als Architekten und eine Dreierkommission aus seiner Mitte, bestehend aus den Patres Benedikt Bisig, Bonifaz Born und Norbert Cueni, um die Arbeiten weiterzutreiben. Die Dreierkommission wurde am 25. Oktober zu einer «Internen Baukommission» unter dem Präsidium von Pater Bonifaz Born mit dem neuen Abt Mauritius Fürst und Pater Meinrad Elser als Vertreter der Altdorfer Konventualen erweitert (Abb. 3). Die Mariasteiner Benediktiner führten damals noch das Kollegium Karl Borromäus in Altdorf UR. Die Baukommission tagte regelmässig zusammen mit den Architekten und den Vertretern der Denkmalpflege, denn das Kloster war für die umfangreichen Restaurierungsarbeiten auf die Subventionen der Denkmalpflege angewiesen.⁸ Die Beiträge der öffentlichen Hand gestalteten sich wie folgt: Der Kanton gewährte auf die Dauer von zehn Jahren eine besondere Unterstützung als Ausgleich für nicht zurückerstattete ehemalige Klostergüter, zudem über die ordentliche Denkmalpflegesubvention hinaus einen Beitrag von 20% der subventionierbaren Kosten für die nächsten fünfzehn Jahre (1971–1986). Der Bund leistete seine Beiträge in Abhängigkeit von der Bedeutung der einzelnen Teile der Anlage. Die herausragende Westfassade der Kirche und die einzigartige Gnadenkapelle wurden als von nationaler Bedeutung eingestuft, die übrigen Trakte als von regionaler Bedeutung.⁹



Kant. Denkmalpflege Solothurn

Die Bauetappen gemäss Vorprojekt 1972

1. Etappe	Basilika: Westfassade, Obergadenfenster, Chor- und Flankenkapellenfenster mit Masswerk
2. Etappe	Kirchenheizung, neue grosse Orgel, Grufterweiterung, Gnadenkapellenabgang, sog. Wechsel und Pfarrhaus (=Westtrakt), Kreuzgang Nord und West, innerer Klostergarten
3. Etappe	Vorplatz und Laden, Gärtnereiräume, Garagen
4. Etappe	Klosterbibliothek und Archiv, Sakristeierweiterung
5. Etappe	Neubau Küchentrakt, Umbau Konventstock, Umbau Glutzbau
6. Etappe	Umbau des Holzschopfes mit neuen Patreszimmern, Sanierung der Anlieferung
7. Etappe	Umbau des Gertrudisheims in ein Gästehaus
8. Etappe	Gnadenkapelle, Sanierung der grossen Treppe
9. Etappe	Grössere Umgebungsarbeiten, Klostermauer

1972 lag eine erste Gesamtkonzeption in Form eines Vorprojektes vor. Die dazu notwendigen Untersuchungen hatten ergeben, dass es sich lohnte, die bestehenden Bauten instand zu setzen und Fehlendes zu ergänzen, ferner dass die Raumbedürfnisse in den bestehenden Volumina befriedigt werden konnten. In erster Linie standen die Stabilisierung und Sanierung der arg vernachlässigten Gebäude und die Verbesserung der sanitarischen Einrichtungen an. In zweiter Linie sah das Raumprogramm die Vermehrung der Wohnzimmer für die Mönche und die Schaffung zusätzlicher Arbeitsräume vor. Die Restaurierung sollte als Ganzes, aber in Tranchen nach der baulichen Dringlichkeit und den finanziellen Möglichkeiten des Klosters ausgeführt werden. Die obenstehende Detaillierung der vorgesehenen Bauetappen zeigt eindrücklich den grossen Umfang und die Unterschiedlichkeit der geplanten Massnahmen. Man rechnete jetzt mit Baukosten in der Höhe von zwölf Millionen Franken.¹⁰

Westfassade der Klosterkirche

Baulich am dringendsten waren die Arbeiten an der Westfassade der Basilika (Abb. 4–10). Schon 1951 hatte sich das kantonale Hochbauamt mit der Frage ihrer Restaurierung befasst, das Problem aber immer wieder hinausgeschoben. Jetzt konnte man nicht mehr länger zuwarten. Nach den Beobachtungen des Präsidenten der Baukommission, Pater Bonifaz Born, verhielt sich die Fassade wie die mittelalterlichen Eidgenossen bei Morgarten. Sie liess «hin und wieder ein paar gewichtige Steine herunter».¹¹ Zwei solche Stücke von vier und zwölf Kilogramm (!) hatte das Kloster aufbewahrt. In der Baukommissionssitzung vom 30. Mai 1972 formulierte Bundesexperte Lauber Grundsätze zur Restaurierung. Es sollten:

- die Ersatzsteine etwas heller sein und sich dadurch von den originalen leicht unterscheiden,
- die Ersatzsteine nicht als dünne Plättli, sondern mit einer Mindeststärke von fünfzehn Zentimetern, bei den Bindern sogar von zwanzig Zentimetern versetzt werden,
- kleine Verletzungen als Alterserscheinungen belassen werden,
- an den Ecken ganze Quader versetzt werden,
- die Fugen möglichst klein gehalten und
- bis auf einen Zentimeter hinter der Flucht mit Zement, den letzten Zentimeter aber mit Kalk ausgefüllt werden.¹²

Abb. 4
Die Westfassade der Basilika nach der Restaurierung 1972–1974 mit den im Naturton belassenen Zierstücken aus rotem Sandstein. Foto um 1975.



Arnold Fassac, Solothurn

Abb. 5–7
Schäden an der Westfassade
vor der Restaurierung
1972–1974.



Abb. 8
Eines der neu gefertigten ioni-
schen Kapitelle an der West-
fassade nach der Versetzung
und vor der Ausarbeitung
der Details.



Abb. 9
Bildhauer Bruno Wildhaber an
der Arbeit.



Abb. 10
Das vollendete ionische Kapitell
in rotem Sandstein.

der näheren Umgebung. Als Reparaturstein empfahl er Gestein aus den Brüchen von Laufen oder auch von Liesberg. Es müsse zwar in stark verunreinigter Luft, «wie dies heute in grösseren resp. industriereichen Ortschaften der Fall ist», mit Verwitterungserscheinungen in einigen Jahrzehnten gerechnet werden. Weil «sich Mariastein in «gesunder» Luft befindet und dies wohl noch lange bleiben wird», könne er für die Restaurierung den hellen Stein von Laufen anraten. Für Partien im Aufstiegsbereich der Grundfeuchte empfahl er hingegen den französischen «roc argent».¹⁴

Die Arbeiten wurden in der Folge den Jurassischen Steinbrüchen, Cueni AG, Laufen, vergeben und am 9. Oktober 1972 in Angriff genommen. Die Fotodokumentation spricht eine deutliche Sprache über die wegen des schlechten Zustands notwendige Tiefe des Eingriffs. Die Restaurierung wurde in klassischer Weise nach den damals gültigen denkmalpflegerischen Regeln durchgeführt, welche unter anderem

das «Auswechseln krankhafter oder schadhafter Werkstücke in werkgerichtetem Verband mit Läufern und Bindern» und die Bearbeitung der neuen Werkstücke «in der Originalstruktur» vorsahen.¹⁵ Aufmodellierungen mit Kunststeinmörteln, wie sie, weil günstiger und substanzschonender, ab Ende der 1970er Jahre etwa beim Zürcher Hauptbahnhof auch von der Denkmalpflege befürwortet wurden, waren damals verpönt und galten als «Versündigungen am Bauwerk».¹⁶ Die Entwicklung und die Rezeptur denkmalverträglicher Spezialmörtel zur Steinkonservierung war 1972 noch zu wenig weit gediehen.

Eigenartig mutet der Umgang mit den skulpturalen Teilen der Fassade in Bezug auf die Farbigkeit an. Die Reliefs und die vollplastischen Kapitelle waren von Anfang an im leichter zu bearbeitenden roten Sandstein hergestellt worden. Nach der Instandsetzung wurden sie, dem Umriss der Sandsteinquader folgend, gänzlich im roten Naturton belassen und nicht



etwa bloss dem Umriss der erhabenen Teile folgend. Dass dies die Harmonie der ebenmässigen klassizistischen Fassade stören würde, muss den Verantwortlichen schon damals klar gewesen sein. Offenbar lag ihnen das Festhalten am vorbestehenden Vertrauten näher als die Korrektur der Störung, die dann bei der Restaurierung 1997 erfolgreich vorgenommen wurde. Immerhin bezeichnete der kantonale Denkmalpfleger in seinem Jahresbericht den 1972 bis 1974 hergestellten Zustand als einen vorläufigen.¹⁷

Architekt: Alban Gerster, Laufen
Bundesexperte: Fritz Lauber, Basel
Konsulent: Francis de Quervain, Zürich
Steinarbeiten: Jurassische Steinwerke, Cueni AG, Laufen;
Peter Herzog, leitender Steinmetz, Bruno Wildhaber,
Bildhauer
Kantonaler Denkmalpfleger: Gottlieb Loertscher,
Solothurn

Fenster und Heizung in der Klosterkirche, Grufterweiterung, Gnadenkapellengang (westlicher Teil)

War die erste Bauetappe eine rein denkmalpflegerische Instandsetzung gewesen, so ging es jetzt vorwiegend um Massnahmen zur besseren Nutzung der Klosterkirche. Solche konnten indessen nicht getroffen werden, ohne ein Restaurierungsziel für das gesamte Erscheinungsbild der Basilika vor Augen zu haben. Die Verantwortlichen sowohl des Klosters als auch der Denkmalpflege waren zwar für das Innere noch auf der Suche nach einem solchen; aber aus den vorgenommenen Massnahmen lässt sich schliessen, dass zum damaligen Zeitpunkt der neubarocke Zustand den wenigsten gefiel. Für das Äussere war man sich einig, dass der nachgotische Zustand des Ursprungs anzustreben sei. Beim schon 1971/72 getätigten Ersatz der historistischen Fenster im Kirchenschiff durch eine Doppelverglasung mit mundgeblasenen Mondscheiben

Abb. 11
Blick in den Chor nach der
Rekonstruktion der Masswerk-
fenster und der Einsetzung
einer neuen Klarverglasung mit
Wabenmuster 1973/74 sowie
der Restaurierung des Hoch-
altars 1999/2000. Foto 2015
(vollständige Aufnahme vgl.
S. 87, Abb. 13).

Abb. 12
Blick in den Chor um 1940.
In den Fenstern ist die neu-
barocke Farbverglasung sicht-
bar, im Altar die 1999/2000
rückgängig gemachte Erhö-
hung des Tabernakelbereichs
von 1913 (vgl. S. 95, Abb. 3).

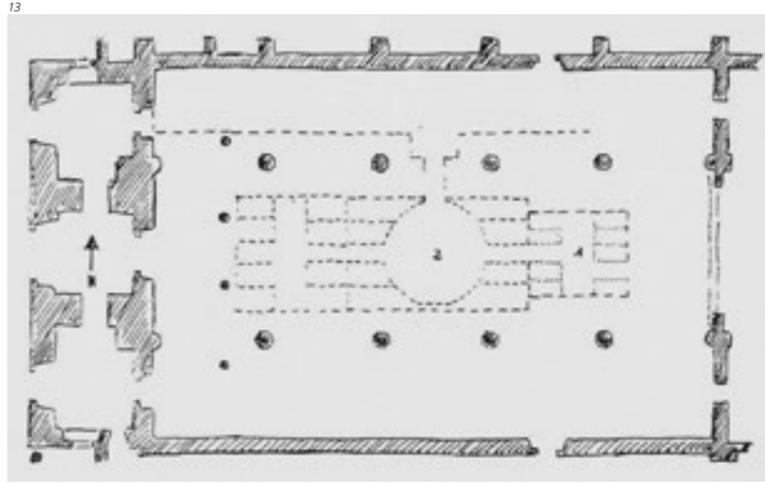


Abb. 13
Entwurfskizze von Pater Bonifaz Born für die Erweiterung der Mönchsgruft, 1973.
1 Bestehende Gruft
2 Erweiterung mit Zugang vom neuen Gang zur Gnadenkapelle her

Abb. 14
In der Basilika werden der Steinzeugboden von 1901 und die darunterliegenden Kalksteinplatten entfernt. Foto 1973.

Abb. 15
Aushubarbeiten im Mittelschiff der Basilika für die Erweiterung der Mönchsgruft. Foto 1973/74.

Abb. 16
Im nördlichen Seitenschiff ist der neue Gang zur Gnadenkapelle teilweise ausgehoben. Rechts im Bild die Nordfassade der Basilika. Foto 1973/74.

Abb. 17
Über dem neuen Gang zur Gnadenkapelle wird die Bodenheizung für das nördliche Seitenschiff verlegt. Blick nach Nordosten. Foto 1974.



die im 19. Jahrhundert herausgebrochenen einfachen Masswerke aus Stein wiederhergestellt werden könnten», bedauerte 1971 der kantonale Denkmalpfleger Gottlieb Loertscher.¹⁸ Das änderte sich im Chor. «Durch das Einsetzen von Masswerken in die grossen Chorfenster wird nun dem Kirchenraum der gotische Charakter zurückgegeben, der bei der Restauration von 1831–1835 verlorenging», orientierte Pater Bonifaz Born die Leser der Zeitschrift «Mariastein» im Februar 1974.¹⁹ Um bei der Rekonstruktion dem verlorenen Original möglichst nahezukommen, wurden die am Bau vorhandenen Ansatzstellen sorgfältig abgepaust und fotografiert, anschliessend neue Masswerke nach zeitgleichen Vorbildern in Kirchen und Kapellen der Stadt Solothurn hergestellt und eingesetzt (Abb. 11, 12).²⁰

Zur Finanzierung der Heizung, die ja nicht subventionsberechtigt war, hatte sich ein Initiativkomitee gebildet. Die Sammlung ergab zusammen mit privaten Spenden und speziellen Kirchenopfern 170 000 Franken, die für den Einbau einer Bodenheizung verwendet wurden. Diese setzte die Entfernung des bestehenden Steinzeugbodens voraus – ein Entscheid gegen den Neubarock auch im Kircheninnern (Abb. 14). Darunter kam der aus alten Abbildungen

blieb man allerdings auf halbem Weg stehen. Man musste einerseits die durch ein Hagelwetter in den 1960er Jahren beschädigten zwei grossen Südfenster wieder dicht machen und wollte andererseits so schnell wie möglich der unerträglichen winterlichen Kälte Herr werden. «Beim Auswechseln der Verglasung unterliess man es im Eifer zu prüfen, ob nicht



bereits bekannte, in unregelmässigen Bahnen verlegte Kalksteinboden aus den verschiedenen Bauzeiten zum Vorschein. Er wurde zusammen mit den neubarocken Fliesen entfernt. Der neue Boden besteht wie der ursprüngliche aus Jurakalksteinplatten, deren Oberfläche genadelt wurde.

Beim Abbruch des Bodens kamen ausserhalb der ordentlichen Grabstätte der Mönche neun Gräber zum Vorschein, in denen vorwiegend in der ersten Hälfte und um die Mitte des 19. Jahrhunderts mehrere Mariasteiner Konventualen, ein Zisterziensermonch und ein Weltpriester begraben worden waren. Beim Zisterzienser handelte es sich um den bedeutenden Historiker Pater Urban Winistörfer (1789–1858).²¹ Da der Boden auch in den Chorflankenkapellen erneuert wurde, nutzte man die Gelegenheit, um in der Josefskapelle, der linken Chorflankenkapelle, das historistische Retabel zu entfernen und am freigestellten Stipes die Messfeier zum Volk hin zu ermöglichen.²²

Die ordentliche Grabstätte der Mönche ist eine Gruft im Mittelschiff unmittelbar vor der Vorchorstufe. Sie wurde von Abt Augustin I. Reutti 1695 angelegt und 1936 erweitert. Jetzt ging es um die nochmalige Erweiterung der wiederum zu klein gewordenen Anlage (Abb. 15). Das anfänglich ins Auge gefasste Projekt mit radial angeordneten Gräbern hätte eine komplizierte Verstärkung der Pfeilerunterfangungen vorausgesetzt, weshalb es zugunsten eines schlichteren aufgegeben wurde. Die Kreis- und zusätzlich die Kreuzessymbolik kamen gleichwohl zum Tragen (Abb. 13).²³

Ein letzter Punkt des Bauprogramms betraf die Entflechtung des Zugangs zur Gnadenkapelle vom Ort des Gottesdienstes, das heisst der Basilika. Der einzige Zugang zur Gnadenkapelle für Pilger führte bisher über eine Treppe am Kopfende des nördlichen Seitenschiffs. Nun wurde der Gang unter dem nördlichen Seitenschiff gegen Westen verlängert, dort gegen Norden abgelenkt und eine neue Treppe im kleinen Nordflügel ausserhalb der Kirche angelegt (Abb. 16, 17). Die Nordfassade der Kirche wurde zu diesem Zweck unterfangen. Jetzt störte die stete Zirkulation der Pilger den Gottesdienst und die Andacht in der Basilika nicht mehr. In diesem Zusammenhang konnten auch die WC-Anlagen neu erstellt und unauffällig im Anschluss an den Nordflügel platziert werden.²⁴ Diese Bauetappe war gegen Ende einer Überheizungsperiode der schweizerischen Bauwirtschaft mit der Bewilligung des Bauauftrags für die Stabilisierung des Baumarktes vom 21. September 1973 durchgeführt worden.²⁵ Die Kirche hatte ihre Tore im Oktober 1973 geschlossen und stand zu Weihnachten 1974 wieder voll zur Verfügung.

Architekten: Alban und Giuseppe Gerster, Laufen
Ingenieur: Emch AG, Basel, Herr Zimmerli
Bundesexperte: Fritz Lauber, Basel
Verglasung: Vitreaux Fleckner, Freiburg i. Üe.
Kantonaler Denkmalpfleger: Gottlieb Loertscher, Solothurn



Das Expertengespräch vom 16. April 1974

Noch immer stand die Frage im Raum, was mit den anderen Teilen der Kirche geschehen sollte. Im Februar 1973 hatte Restaurator Bruno Häusel, Rheinfelden, verschiedene Sondierungen vorgenommen. Er war sowohl in der Benediktuskapelle als auch im Chor und auf der Orgelempore auf eine ähnliche Schichtabfolge gestossen. Zum ursprünglichen Bau gehörte ein stark sandender, gelber Kalkputz, auf dem eine die Architektur begleitende Grisaillemalerei im Knorpelstil lag (Abb. 19).²⁶ Bei der Beratung des Befundes in der Baukommission stellte Denkmalpfleger Loertscher die Frage, «ob die Ausschmückung der Kirche [mit Stuck und figürlicher Malerei] nicht

Abb. 18
Expertengespräch vom 16. April 1974: (v.l.n.r.) Pater Nibert Cueni, Albert Knoepfli, Abt Mauritius Fürst, Alfred A. Schmid, Fritz Lauber, Adolf Reinle, Pater Bonifaz Born, Giuseppe Gerster.

Abb. 19
Fragment einer Grisaillemalerei (2. Hälfte 17. Jahrhundert) hinter dem Chortäfer über dem Eingang zur Benediktuskapelle. Foto um 1999.





Abb. 20
Die Hauptorgel von Johannes Burger mit den Prospektschnitzereien von Joseph Faller vor der Restaurierung 1974–1978. Foto 1909.

etwas sei, das man schon früher intendiert hatte und das man erst in unserer Zeit ausführen konnte». ²⁷ Bundesexperte Lauber regte an, die Untersuchungen weiterzuführen und angesichts der Schwere des Entscheids über das Restaurierungsziel weitere Sachverständige zuzuziehen. So kam am 16. April 1974 ein Expertengespräch zustande mit den Herren Albert Knoepfli, Leiter des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich und Denkmalpfleger des Kantons Thurgau, Adolf Reinle, Kunstgeschichtsprofessor an der Universität Zürich und ehemaliger Denkmalpfleger des Kantons Luzern, sowie Alfred A. Schmid, Kunstgeschichtsprofessor an der Universität Freiburg i. Üe. und Präsident der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege. Das Gespräch fand im Rahmen der Beratungen der Baukommission mit der Denkmalpflege und den Architekten statt (Abb. 18).

Nach einer Orientierung über die Gesamtplanung und die Bau- und Renovationsgeschichte der Kirche nahm man einen Augenschein vor, anschliessend folgten die Statements der zugezogenen Experten. Alfred A. Schmid betonte die Hierarchie der Werte, die für das Restaurierungsziel bestimmend sein müsse. Grosse Werte seien der Kirchenraum und der Hochaltar. Was diesen Werten nütze, solle gehoben, was ihnen schade, solle abgebaut werden. Albert Knoepfli empfahl, die Schichtenuntersuchungen weiterzuführen und die Resultate in einem Modell architektonisch und farblich auf ihre Wirkung zu prüfen. Die Untersuchungen müssten vorurteilsfrei getätigt werden. Die Befunde seien nicht da, um etwas zu beweisen. Man müsse aufpassen, «dass es am Ende nicht eine kalte Turnhalle oder ein [leeres] Architekturgehäuse gäbe». Adolf Reinle merkte an, dass die Kirche in der Zeit der Grisaillemalerei nicht allein stehe und verwies auf die luzernischen Beispiele der Pfarrkirche Neudorf, der Wallfahrtskirche Werthenstein und der Heilig-Blut-Kapelle in Willisau. Man kam zu keinem abschliessenden Ergebnis und beschloss, die Bau- und Farbuntersuchungen weiterzuführen, danach eventuell einige restaurierte Kirchen aus der Zeit der Grisaillemalerei zu besuchen und erst dann weitere Schritte zu unternehmen. ²⁸

Analysiert man die Aussagen der Experten, so fällt auf, dass sich Schmid mit der Berufung auf die Hierarchie der Werte an die «Wegleitung für die eidgenössischen Experten» von 1963 hielt, wonach bei einer Wahl unter Elementen aus verschiedenen Epochen das künstlerisch Wertvollere und die Gesamtwirkung den Vorrang vor dem höheren Alter haben. ²⁹ Er folgte aber nicht dem Postulat von Linus Birchler, seinem Vorgänger als Kommissionspräsident, der 1948 in seiner Schrift «Restaurierungspraxis und Kunsterbe in der Schweiz» jeder Periode der Kunst ihre Berechtigung zugesprochen hatte, wenn auch mit der Einschränkung, dass das Werk wirklich Qualität aufweisen müsse. ³⁰ Dieses Postulat war 1964 verstärkt in das Grundgesetz der Denkmalpflege, die Charta von Venedig, eingeflossen, welche klar fordert, es seien die Beiträge aller Epochen zu einem Denkmal zu respektieren. Die Charta lässt des Weiteren die Aufdeckung verdeckter Zustände nur zu, wenn diese von hervorragendem Wert, das zu Entfernende aber von geringer Bedeutung sei. ³¹ Adolf Reinle schob die Epoche der Grisailleausmalung in den Vordergrund und scheint gar nicht am Neubarock geblieben zu haben, obwohl er doch 1962 den Band über das 19. Jahrhundert der «Kunstgeschichte der Schweiz» publiziert und damit eine Pionierleistung in der Erforschung des Historismus erbracht hatte. ³² Albert Knoepfli war der einzige, der explizit vor einer Purifizierung warnte. Er war es auch, der in seinem 1972 erschienenen Grundlagenwerk zur schweizerischen Denkmalpflege die Basilika von Mariastein in die nationale Geschichtsschreibung zur Denkmalpflege eingeführt hatte. ³³ Als ich 1978 meine Stelle bei der Solothurner Denkmalpflege antrat, sagte er mir im persönlichen Gespräch, seiner Meinung nach müsse man in der Basilika von Mariastein den Status quo beibehalten.



Ernst Räss, Solothurn.

Neue Hauptorgel

Dass das Restaurierungsziel für die Klosterkirche nicht feststand, wirkte sich auch auf den Bau der neuen Hauptorgel aus, die dennoch 1974 in Auftrag gegeben und 1978 eingeweiht werden konnte. Es war Pater Bonifaz Born, der die Orgelgeschichte von Mariastein aufgrund der Quellen im Klosterarchiv aufarbeitete, während Pater Anselm Bütler die Geschichte des aktuellen Neubaus schrieb. ³⁴

Für die Denkmalpflege war es von Anfang an klar, dass der Prospekt der bestehenden Orgel nicht nur beibehalten, sondern auch in den ursprünglichen Zustand zurückversetzt werden sollte. Damit war in erster Linie die Entfernung der beiden Seitenfelder gemeint, welche beim Neubau des Werks durch Felix Beiler und Jules Besserer 1908/09 der ursprünglichen Schaufassade angefügt worden waren (Abb. 20). Der originale Prospekt stammte von Johannes Burger in Laufen, der 1833–1837 nach der Disposition des Mariasteiner Konventualen Pater Leo Stöckli von Hofstetten zusammen mit dem Altarbauer Joseph Faller die Orgel neu errichtet hatte. Der beigezogene Orgelbauer Hansueli Metzler aus Dietikon postulierte im Frühjahr 1972 zusätzlich die Wiederaufstellung der beiden 1908/09 entfernten Posaunenengel und die Entfernung der «nicht definierbar süssen <Crémefarbe> des Prospektes» ³⁵ (Abb. 21, 22).

Im Herbst desselben Jahres wurde Jakob Kobelt, Leiter der Kantorenschule im Institut für Kirchenmusik Zürich und Konsulent für Orgelfragen der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege, als Experte beigezogen. Wie schon frühere Expertisen kam er in seinem Bericht vom September 1974 zum Schluss, das bestehende Instrument sei gänzlich zu ersetzen. Darauf beschloss die Klostersgemeinschaft im Oktober den Orgelneubau und vergab ihn im Dezember an die Firma Metzler Söhne, Dietikon. Man kam



Ernst Räss, Solothurn.

Abb. 21 und 22
Die beiden Posaunenengel von Joseph Faller, die 1908/09 von der Orgel entfernt und 1978 anstelle der seitlichen Erweiterungen von 1908/09 wieder aufgestellt wurden.

überein, im Prospekt von Burger auch die frühromantische Disposition seines Werks gänzlich zu verwirklichen. Es mag symptomatisch für Jakob Kobelt gewesen sein, der vom Orgelideal des Barocks geprägt war und viele Barockorgeln inventarisiert und

Disposition der Burger-Metzler-Orgel in der Basilika

Mechanische Spiel- und Registertraktur

Hauptwerk		Oberwerk	
1. Bourdon	16'	1. Principal	8'
2. Principal	8'	2. Bourdon	8'
3. Bourdon	8'	3. Viola da Gamba	8'
4. Hohlflöte	8'	4. Octave	4'
5. Praestant	4'	5. Rohrflöte	4'
6. Spitzflöte	4'	6. Flageolet	2'
7. Quinte	2 2/3'	7. Cornet Echo	8'
8. Superoctave	2'	8. Mixtur III ³⁶	1'
9. Terz	1 3/5'	9. Fagott/Oboe	8'
10. Cornet V Discant	8'		
11. Mixtur IV	2'	Pedal	
12. Trompete	8'	1. Untersatz	32'
		2. Principal	16'
		3. Subbass	16'
Brustwerk			
1. Coppelflöte	8'	4. Octavbass	8'
2. Salicional	8'	5. Bassflöte ³⁷	8'
3. Prinzipal	4'	6. Octave	4'
4. Ged.-flöte	4'	7. Mixtur	2'
5. Gamsquint	2 2/3'	8. Posaune	16'
6. Nachthorn	2'	9. Trompete	8'
7. Terz	1 3/5'	10. Clairon	4'
8. Cromhorn	8'		

Koppeln

Hauptwerk-Oberwerk	Pedal-Hauptwerk
Hauptwerk-Brustwerk	Pedal-Oberwerk

Abb. 23
Blick von Südosten auf den Westflügel der Klosteranlage nach dem Abbruch des Treibhauses. Rechts im Bild der sogenannte Wechsel, links angeschnitten das Pfarrhaus. Foto um 1974.

Abb. 24
Blick von Nordwesten auf den Westflügel der Klosteranlage nach dem Umbau von 1974/75.

gerettet hatte, dass er eine Ergänzung um drei helle, barocke Register vorschlug, von denen schliesslich zwei realisiert wurden.

Des Weiteren gab die Farbgebung Probleme auf. Restaurator Bruno Häusel, Rheinfelden, untersuchte in der Werkstatt von Orgelbau Metzler in Dietikon das Gehäuse gründlich und dazu auch die Kanzel und den Hochaltar in Mariastein, da die neue Orgel auch in den Rahmen der künftig zu restaurierenden Kirche passen sollte. Trotz dieser Untersuchungen kam die Orgelbaukommission verständlicherweise auf keine Lösung, da ja das Restaurierungsziel der Kirche offen war. Auf Vorschlag von Bruno Häusel entschloss man sich zu einer provisorischen Fassung, wohl einer Grundierung, auf die später die endgültige Farbe aufgetragen werden konnte. Auf die feierliche Einweihung hin, die am Gaudete-Sonntag, am 17. Dezember 1978, stattfand, verfasste der junge Organist und Mariasteiner Konventuale Frater Armin Russi unter dem Titel «Im Dienste des Gotteslobes und der Kunst» einen trefflichen Artikel zum Sinn und Zweck der Kirchenorgel.³⁸

Orgelbauer: Metzler Söhne, Dietikon
Bundesexperte: Fritz Lauber, Basel
Orgelexperte EKD: Jakob Kobelt, Zürich/Mitlödi GL
Orgelexperte: Karl Kolly, Baden/Wettingen
Kantonaler Denkmalpfleger: Gottlieb Loertscher, Solothurn



Westflügel des Klosters (Wechsel, Pfarrhaus), Kreuzgang und Kreuzgarten

Unterdessen waren die Arbeiten auch im Kloster schon weit gediehen. Kloster und Kirche konnten ja nicht unabhängig voneinander behandelt werden, setzte doch beispielsweise die Kirchenheizung eine Heizzentrale und in der damaligen Zeit auch einen Öltank voraus, die beide im Westtrakt des Klosters untergebracht werden mussten. Hier standen die 1841 unter Abt Plazidus Ackermann ungefähr symmetrisch und mit Teilwalmdächern erstellten zweigeschossigen Bauten des sogenannten Wechsels und des Pfarrhauses. Der Wechsel lehnte sich im Norden an den Fassadentrakt der Kirche an, das Pfarrhaus im Süden an den dreigeschossigen Bibliotheksbau, dessen zwei westliche Achsen funktional zu ihm gehörten. Die beiden Bauten waren durch eine Mauer verbunden, hinter der unter einem Satteldach ein Treibhaus eingerichtet war (S. 80, Abb. 2).

Es ist den gemeinsamen logistischen Überlegungen des Präsidenten der Baukommission, Pater Bonifaz Born, und des Architekten Giuseppe Gerster, der das Mandat «Mariastein» von seinem Vater übernommen hatte, zu verdanken, dass in diesem Bereich, der als Drehscheibe zwischen Kloster und Aussenwelt, zwischen Pilgern, Touristen und Mönchen dienen sollte, alle funktionellen Notwendigkeiten untergebracht werden konnten. Dazu gehörten neben Infrastruktureinrichtungen wie der schon erwähnten Heizung, der Leitungsführung und der Emporentreppe auch der Haupteingang zum Kloster, eine Empfangshalle, Sprech- und Beichtzimmer, die Büros des Pförtners und des Wallfahrtsdirektors und nicht zuletzt die Abtei. Diese sollte, wie seit dem Mittelalter im klassischen Klosterschema vorgesehen und auch in Mariastein ursprünglich intendiert, in der Südwestecke der Klosteranlage eingerichtet werden. Überhaupt sollte «die ursprüngliche und in der Klostertradition der Benediktiner stehende Bauidee von Abt Fintan Kiefer nach ungefähr dreihundertdreissig Jahren ergänzend vollendet werden».³⁹ Auf die Errichtung eines durchgehend dreigeschossigen Traktes, wie er im ältesten überlieferten Klosterplan vorgesehen war (S. 23, Abb. 34), verzichtete man aus verschiedenen Gründen. Es hätte dafür ein Teil der historischen Bausubstanz geopfert werden müssen, insbesondere die beiden Giebel von Wechsel und Pfarrhaus. Zudem wäre die im Kontrast zur monumentalen Kirchenfassade wirkungsvolle Kleinmassstäblichkeit gemindert worden. Die Besonnung des Kreuzgartens hätte gelitten und der Gewinn von wenigen zusätzlichen Zimmern hätte das Wohnraummanco nicht behoben.⁴⁰ Pater Bonifaz Born sichtete auch diesmal die historischen Akten, Pläne und Ansichten und berichtete in der Zeitschrift «Mariastein» zweimal über das Bauvorhaben und den Baufortschritt.⁴¹

Am 5. Juni 1974 begannen die Arbeiten. Die spitzwinklig dem Kloster vorgelagerte Mauer wurde eingerissen, das Treibhaus abgebrochen, an seiner Stelle ein Keller für den Öltank gegraben und unter leichter Erhöhung des Firsts der neue Eingangstrakt gebaut (Abb. 23, 24). Im Wechsel und im Pfarrhaus

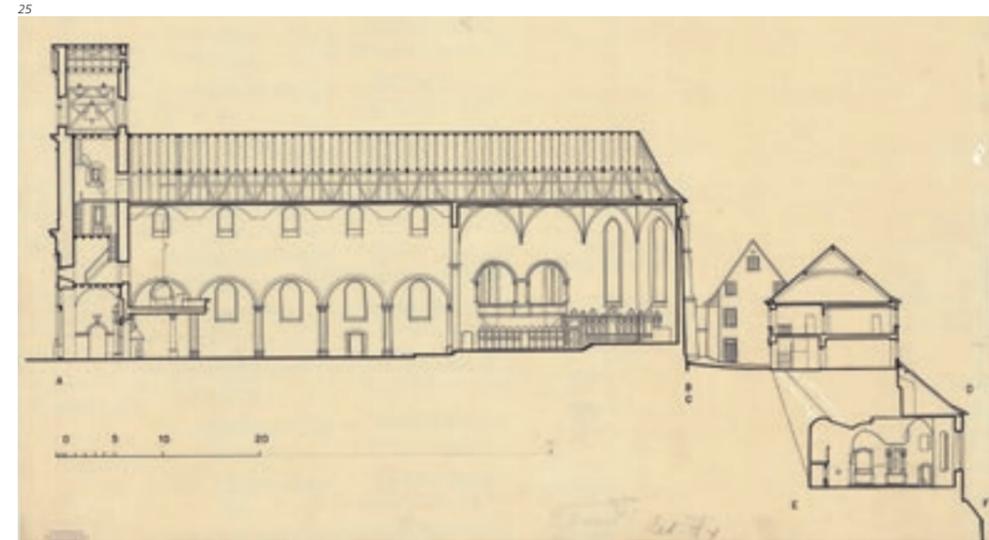
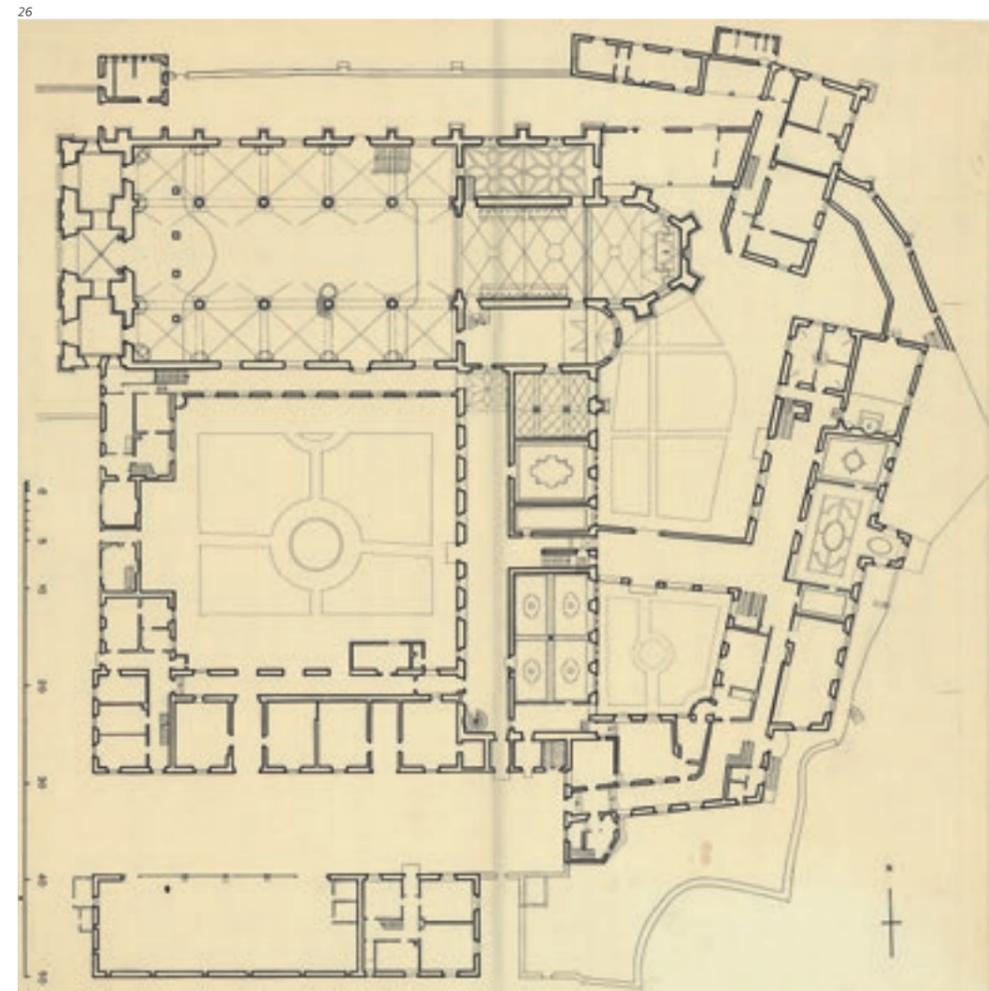


Abb. 25 und 26
Schnitt West–Ost und Erdgeschossgrundriss der Klosteranlage im Zustand um 1955 (vgl. dazu den heutigen Zustand S. 21).



hatten die Denkmalpfleger darauf hingewirkt, dass trotz neuer Funktion der Räume möglichst wenige Binnenwände versetzt wurden, was zur Schonung sowohl der historischen Bausubstanz als auch des Portemonnaies beitrug.

Die Bauten waren aber dermassen vernachlässigt, dass sämtliche Oberflächen zu erneuern waren,

ebenfalls die Türen und Fenster. Die Aufgangstreppe zur Orgelempore war nicht nur baufällig, sondern auch zu steil und wurde völlig neu konzipiert. Im nördlichen Kreuzgangarm waren etwa 100 Quadratmeter originaler Tonplattenboden im Rosenspitzmuster erhalten geblieben. Sie wurden neu im Pförtnerbüro verlegt und dienten als Vorbild für die neuen,



Kant. Denkmalpflege, Solothurn.



Arnold Faist, Solothurn.

Abb. 27
Der in der alten Form neu angelegte Kreuzgarten mit Blick zur Bibliothek (links) und zum neu erstellten Kreuzgangarm (rechts). Blick von Südosten. Foto 2015.

Abb. 28
Blick von Westen auf den Westflügel der Klosteranlage nach dem Umbau von 1974/75.

Abb. 29
Die Nordfassade des Holzschopfs vor dem Umbau 1976/77, Wohnteil.

Abb. 30
Die Nordfassade des Holzschopfs vor dem Umbau 1976/77, Ökonomieteil.

hart gebrannten Fliesen in der Eingangshalle und in den Gängen. Fenster, Türen, Stuckprofile und Beschläge wurden neu nach den vorhandenen, weitgehend verrotteten Mustern hergestellt. Man verwendete also Nachbildungen und betonte damit die Harmonie mit dem Bestehenden mehr als die Unterscheidbarkeit vom Originalbestand. Beide Aspekte waren gleichermassen schon 1948 von Linus Birchler und wieder 1964 in der Charta von Venedig gefordert worden.⁴² Man hätte sich diesen Grundlagentexten zufolge in den Details eine grössere Freiheit nehmen dürfen. Der aufmerksame heutige Betrach-



KAM.

ter wird aber die Nachbildungen trotz ihrer handwerklichen Qualität nicht mit Originalen aus der Zeit verwechseln.

Der Innenseite des restaurierten und erneuerten Westflügels entlang wurde der bisher fehlende vierte Arm des Kreuzgangs erstellt. Ebenfalls neu gebaut werden musste der Nordarm des Kreuzgangs entlang der Kirche, weil das Pultdach des bestehenden zu steil war, ungünstig an die Kirchenfenster anschloss und an der Traufseite kein aufrechtes Stehen und Gehen erlaubte. Das Niveau des Kreuzgartens war im Laufe der Zeit angehoben worden, sodass die anstossenden Bauten sozusagen im Dreck steckten. Der Garten wurde abgesenkt und unter Beibehaltung des Wasserbeckens in der alten Art neu angelegt (Abb. 27). Auch der Vorgarten wurde neu gestaltet und rechteckig eingefasst (Abb. 28). Bauten und Gärten dieser komplexen Bauetappe wurden am 13. November 1975 eingeweiht und der neuen Bestimmung übergeben.

Architekten: Alban und Giuseppe Gerster, Laufen
Bundesexperte: Fritz Lauber, Basel
Kantonaler Denkmalpfleger: Gottlieb Loertscher, Solothurn

Vom Holzschopf zum Gallushaus

Jetzt ging es Schlag auf Schlag. Als Nächstes kam der sogenannte Holzschopf an die Reihe, ein stattliches Ökonomiegebäude mit Wohnteil an bester Lage, das die Klosteranlage im Süden abrundet (Abb. 29, 30). «Baukommission, Architekt und Denkmalpfleger leisteten als gut eingespieltes Team harte und produktive Arbeit», lobte der Präsident der Baukommission in seinem Bericht.⁴³ Allerdings war die Bauwirtschaft jetzt in die Rezession geschlittert. Es war eine unangenehme Entscheidung, aus einundsechzig Offerteingängen ein Drittel für die Ausführung auszuwählen und zwei Drittel unberücksichtigt zu lassen. Dem Kloster lag an einer gerechten Verteilung der Arbeiten, um möglichst viele Handwerker aus der Region zu beschäftigen.

Das Bauprogramm sah den Einbau von zwanzig Wohneinheiten für die Mönche vor, welche sechs bis acht Quadratmeter grösser werden sollten als die bestehenden Zellen im Konventstock. Da der westliche Teil der nördlichen Längsfassade aus einer offenen Holzkonstruktion bestand, bot sich hier eine



KAM.

gute Angriffsfläche, um mit relativ grossen Maschinen den Bau zu unterkellern. Die neuen Keller nahmen die geforderten Personen- und Kulturgüter-schutzräume auf und wurden später durch einen unterirdischen Gang über den Wirtschaftstrakt mit dem Konventstock verbunden. Im grossräumigen Ökonomie- und im alten Wohnteil, der ausgekernt wurde, fanden auf zwei Geschossen die neuen Mönchswohnungen Platz. Das Dach blieb bestehen, musste aber von der Nordwestecke aus angehoben werden, wo eine Differenz von fünfundzwanzig Zentimetern in Bezug zum neuen, waagrechten Boden des Obergeschosses bestand. Zur Erinnerung an die ehemalige Zweiteiligkeit des Gebäudes wurde an der Stelle der ehemaligen offenen Holzfassade eine Bretterverkleidung angebracht (Abb. 32). Die Arbeiten dauerten von Ende Mai 1976 bis Ende August 1977. Im Andenken an das Gallusstift in Bregenz, das von 1906 bis 1941 Sitz des Klosters gewesen war, empfahl Abt Mauritius Fürst anlässlich der Einweihung vom 25. Oktober 1977 das Haus dem besonderen Schutz des hl. Gallus (Abb. 31).

Architekt: Giuseppe Gerster, Laufen
Bundesexperte: Fritz Lauber, Basel
Kantonaler Denkmalpfleger: Gottlieb Loertscher mit Mitarbeiter Hans Rutishauser, Solothurn

Bibliothek und Konventstock, Benediktskapelle

Nachdem bisher vor allem wachsende Schäden und funktionelle Notwendigkeiten die Prioritäten und den Fortgang des Bauprogramms bestimmt hatten, kam im fünften Ausführungsabschnitt etwas Neues hinzu. «Die erste grosse, interessante, schöne und auch ertragreiche Arbeit begann 1978 mit der Erneuerung des Konventstockes und der Bibliothek», schrieb Pater Bonifaz Born 1989.⁴⁴ Sein Enthusiasmus lässt sich leicht erklären, konnten doch die Benediktiner von Mariastein im Konventstock, dem Wohnhaus, das ihre Vorgänger im 17. Jahrhundert noch von Beinwil aus erbaut hatten, verborgene Spuren ihrer Vergangenheit und damit ein Stück ihrer Identität entdecken und wieder zur Geltung bringen. Auch der verantwortliche Architekt Giuseppe Gerster hob die Grösse des Bauvorhabens hervor, betonte aber die Unterschiedlichkeit der beiden Bauten, von denen der zweite, die Bibliothek, erst im 19. Jahrhundert entstanden war.⁴⁵ Es war sinnvoll, die beiden Objekte im selben Bauabschnitt zu behandeln. Der dringlichere der beiden, der Konventstock – hier musste im Hinblick auf die für 1981 geplante Rückkehr der Klostermitglieder aus Altdorf neuer Wohnraum geschaffen werden –, konnte nur über den Bibliothekstrakt mit Strom und Heizung versorgt werden. Zudem war im Bibliothekstrakt ein Lift vorgesehen, der die unterschiedlichen Niveaus beider Bauten in sechs Stationen gemeinsam erschliessen sollte (Abb. 33, 34).

Die Bibliothek war 1841 nach den Plänen des Konventualen Pater Fintan ab Hirt erbaut worden und enthielt im Erdgeschoss den Südarm des Kreuz-



KAM.



Arnold Faist, Solothurn.



Giuseppe Gerster, Laufen.

Abb. 31
Vor dem umgebauten Holzschopf präsentieren sich am Tag der Einweihung, dem 25. Oktober 1977, (v.l.n.r.) Hans Rutishauser, Fritz Reinhardt, Giuseppe Gerster, Abt Mauritius Fürst, Fritz Lauber, alt Regierungsrat Franz Josef Jeger und Pater Bonifaz Born.

Abb. 32
Der umgebaute Holzschopf, jetzt Gallushaus, von Südwesten. Foto 1977.

Abb. 33
Die Südfassade des Konventstockes mit den angrenzenden Altbauten vor der Restaurierung 1978–1981. Foto 1973.

Abb. 34
Abbrucharbeiten vor der Südfassade des Konventstocks. Der Annex des Bibliotheksbaus links und die eingeschossigen Vorbauten des Konventstocks sind entfernt. Foto um 1979.



Abb. 35
Ausbruch der Zwischenböden im Bibliotheksbau. Foto um 1979.

Abb. 36
Die klassizistischen Fronten der ursprünglichen Bücherregale dienen als Verkleidung der Metallgestelle in der umgebauten Bibliothek. Foto 2015.

Abb. 37
Die restaurierte Wendeltreppe im Konventstock. Foto 2015.

gangs sowie Werkstätten, die Waschküche und eine Remise, im Obergeschoss aber zwei gleich grosse, hohe Räume, von denen der eine als Bibliothek, der andere als Münz- und Naturalienkabinett diente (S. 33, Abb. 57).⁴⁶ Der einfach und regelmässig gestaltete klassizistische Bau mit zwei markanten Einfahrtstoren an der Südfassade und hohen Rundbogenfenstern im Obergeschoss war im Lauf der Jahre durch das Vermauern von Öffnungen und durch einen Heizungsvorbau gegen den Kreuzgarten verunstaltet worden. Diese Eingriffe wurden jetzt rückgängig gemacht, das Äussere sorgfältig restauriert, der Kreuzgangarm verglast und beheizt. Dahinter kamen neu die Arbeitsräume für den Archivar, den Sakristan und die Klosterverwaltung zu liegen. Um die Hauptfunktion des Gebäudes als Bibliothek beibehalten zu können, musste der Boden des Obergeschosses zwingend verstärkt werden. Dies geschah durch den Einbau einer Betondecke über dem Erdgeschoss, was praktisch eine Auskernung des Hauses bedeutete (Abb. 35). Mit der Betondecke er-



reichte man eine Tragfähigkeit von 1000 Kilogramm pro Quadratmeter. Die Bibliothek belegt nun beide Räume im Obergeschoss. Im westlichen wurde eine moderne Rollgestellanlage eingebaut, im östlichen hingegen vorhandene Metallgestelle, die mit den klassizistischen Fronten der ursprünglichen Bücherregale geschmückt wurden (Abb. 36).⁴⁷ Für den Konventstock (Abb. 38) waren umfangreiche Vorarbeiten notwendig. Diese konnten ohne Rücksicht auf die Bewohner durchgeführt werden. Sie waren ja im Herbst 1977 in das Gallushaus umgezogen. So konnten die Architekten den Bau aufnehmen und vermessen, die Ingenieure die Statik überprüfen. Der Präsident der Baukommission stieg persönlich ins Archiv und bereitete mit Hilfe des Klosterarchivars die komplexe Baugeschichte auf.⁴⁸ Es zeigte sich, dass der in den Jahren 1645–1649 erbaute Konventstock mehrere Male ganz oder teilweise renoviert worden war. So liess Abt Esso Glutz ab 1695 im Refektorium neue Fenster mit hellen Scheiben, dazu «Luffenster»⁴⁹ und einen neuen



Abb. 38
Der grosse Gang im Erdgeschoss des Konventstocks nach Norden vor der Restaurierung 1978–1981.

Abb. 39
Blick vom Kreuzgarten zur Westfassade des restaurierten Konventstocks. Foto 2015.



Ofen erstellen. Er vertäfelte «beyde Crutzgäng», liess sie bemalen und versah sie mit neuen Fenstern. 1727 wurde in den Obergeschossen dort, wo ein Brand die Riegelkonstruktion zerstört hatte, eine neue Gangwand mit zwei Kaminen aufgemauert. 1776 liess Abt Hieronymus Brunner das Refektorium vergipsen und mit einem Sockeltäfer («Lamberyen»), drei Gemälden, einer neuen Kanzel und weiteren Utensilien verschönern.⁵⁰ In den folgenden zwei Jahren liess er auch die Mönchszellen vergipsen und unterzog sie einer Totalrenovation. Es war derselbe Abt, der 1798 die Vertreibung und Enteignung des Konvents und die Verwüstung des Klosters erdulden musste. 1802 kaufte er die heruntergekommenen Gebäude wieder zurück.

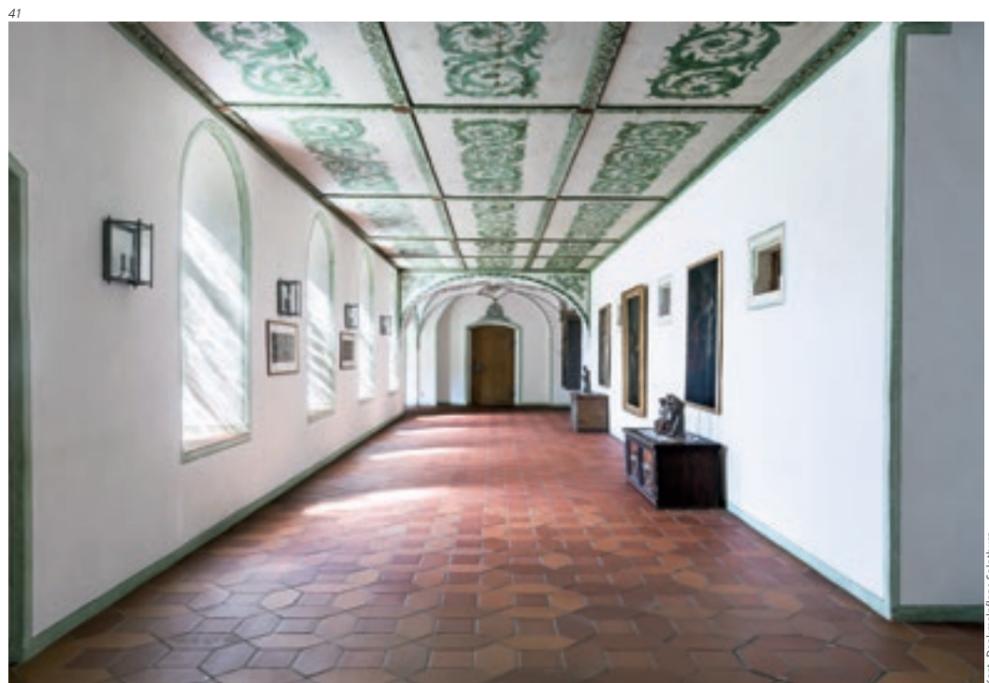
Unklar ist, ob und was er und sein ab 1804 regierender Nachfolger Placidus Ackermann unmittelbar nach der Rückkehr der Mönche im Konventstock unternahmen. 1839 vergipste Urs Josef Stöckli von Hofstetten den ganzen Gang samt dem Treppenhaus, acht Zimmer und die Gänge in den Obergeschossen. 1844 waren Anpassungen an den neu gebauten Bibliothekstrakt notwendig, so die Verlegung der Wendeltreppe, die vordem von der Kirche her in das südwestlich angrenzende Gebäude geführt hatte, an den heutigen Standort in der Südwestecke des Konventstocks (Abb. 37).⁵¹ Unter Abt Leo Stöckli fand 1867–1873 eine Renovation statt, an der mit Johann Stöckli das traditionsreiche Gipserunternehmen aus Hofstetten wiederum beteiligt war.

Abb. 40
Ein Feld der mit Akanthus-
ranken bemalten und restaurier-
ten Täferdecke von 1702 im
grossen Erdgeschossgang des
Konventstocks. Foto 2015.



Abb. 41
Der grosse Gang im Erd-
geschoss des Konventstocks
nach der Restaurierung
1978–1981. Foto 2015.

Nach der Aufhebung des Klosters 1875 blieb der Konventstock Wohnhaus für die zwei Patres, welche die Wallfahrt betreuten, und für die Pfarrerren von Hofstetten und Metzleren. 1902 wurde das Refektorium neu bemalt und Spruchbänder mit Texten aus der Heiligen Schrift in den Deckenspiegeln angebracht. 1918 fand eine Erneuerung des Gangs im Erdgeschoss statt, 1932 wurden durch den Einzug von zwei Zwischenwänden aus dem Kapitelsaal drei Zimmer gewonnen. Als 1941 das St.-Gallus-Stift in Bregenz, wo der Konvent 1906 eine neue Bleibe gefunden hatte, durch die Nationalsozialisten aufgehoben wurde, erhielten die Schweizer Konventsmitglieder asylrechtlichen Aufenthalt in ihrem alten Kloster in Mariastein,⁵² wodurch der Konventstock wieder stark belegt war. Seit den 1950er Jahren wurden die Zentralheizung und fliessendes kaltes Wasser eingebaut, wobei manch ein Balken skrupellos an- und ausgesägt wurde.



Pater Bonifaz besorgte auch eigenhändig die aufwendige und staubreiche Arbeit der bauanalytischen Untersuchung.⁵³ Für die restauratorischen Belange zog er Restaurator Bruno Häusel bei. Unter dem Gips, dessen Zugehörigkeit zu den einzelnen Vergipsungsperioden nur in Einzelfällen festgestellt werden konnte, zeigten sich dabei erste vielversprechende Spuren der originalen Konstruktion, Ausstattung und Dekoration. Einige davon konnten unmittelbar mit den Daten der Baugeschichte in Beziehung gesetzt werden, so die überraschend und in grosser Vollständigkeit zum Vorschein gekommene bemalte Täferdecke im grossen Erdgeschossgang aus der Zeit des Abtes Esso Glutz (Abb. 40, 41). «Dies Defel hab ig gmacht Lienhard Bloch zu Raetersdorff 1702», stand auf einem gefundenen Holzstück.⁵⁴ Den zweiten grossartigen Fund bot der Kapitelsaal im ersten Obergeschoss, wo «die Malereien Zentimeter um Zentimeter zum Vorschein kamen und sich nach

und nach zu einer ganzen Wappenwand zusammenfanden».⁵⁵ Die Überraschung war umso grösser, als diese Malereien nicht aktenkundig waren. Nicht alles, was unter dem Gips zum Vorschein kam, gehörte original zum Konventstock. So fanden sich im Zimmer der Südostecke des zweiten Obergeschosses die bemalten Bretter der Decke aus der Siebenschmerzenkapelle in Zweitverwendung als Träger einer Gipsdecke. Im Refektorium kamen in den Deckenspiegeln unter einer Übermalung zwar die Spruchbänder von 1902, aber ausser den drei Querlüftungsfenstern nichts Wesentliches aus der Bauzeit ans Licht. Während die Spruchbänder samt den aus früherer Zeit stammenden Stuckspiegeln als nicht erhaltenswert befunden wurden, freute man sich an den von Restaurator Josef Fischer entdeckten neugotischen Malereien in der Sakristei.

Durch die genauen Bauaufnahmen, die statischen Abklärungen sowie die Forschungen im Archiv und am Bau selbst waren der Patient und seine Geschichte soweit bekannt, dass das Projekt zur Wiederherstellung des Konventstocks konkretisiert und verfeinert werden konnte. Was das Tragwerk betraf, so waren die robusten Aussenmauern und die Längstrennmauer im Erdgeschoss statisch intakt, die Riegelkonstruktion im Innern der Obergeschosse aber bis zu fünfundzwanzig Zentimeter eingesunken und in labilem Zustand. Der verantwortliche Ingenieur stellte zwei unterschiedliche Methoden zur Behebung der Mängel zur Diskussion, nämlich einerseits den Ersatz der Balkendecke über dem Erdgeschoss durch eine Betondecke, auf welcher die Obergeschosse abgestellt werden konnten, und andererseits die Aufhängung der Riegelkonstruktionen an neuen Stahlträgern im Dachgeschoss, wodurch die Lasten auf die Aussenmauern übertragen worden wären.⁵⁶ Der erste Vorschlag gelangte zur Ausführung. Die Riegelkonstruktionen konnten dadurch nicht nur stabilisiert, sondern zusammen mit den Balkendecken über den Obergeschossen wieder ein Stück weit angehoben werden.

In den Obergeschossen hatte man zunächst vorgesehen, wie im Erdgeschoss einen einbündigen Grundriss mit Gang gegen den Kreuzgarten und Zimmern gegen Osten zu realisieren, um mehr Licht für den Gang und etwas mehr Platz für die Zimmer zu schaffen. Es war nicht zuletzt der Befund der Untersuchungen, welcher den Konvent bestärkte, bei der zweibündigen Anlage mit dem Gang in der Mitte zu bleiben.

Die Mönche sprachen im Kapitel vom 21. August 1978 den notwendigen Kredit und erteilten den Ausführungsauftrag. Die vom Gips befreiten und auf Sicht restaurierten beidseitigen Riegelwände, die originalen Holzbalkendecken und die neu verlegten Bodenplatten aus gebranntem Ton vermitteln nun in den Obergeschossgängen nicht nur ein originales, sondern auch ein sehr stimmungsvolles Ambiente (Abb. 43).

Um gleichwohl mehr Platz bei den lediglich rund fünfzehn Quadratmeter grossen Zellen zu schaffen, deren Wände der originalen Rasterkonstruktion wegen nicht verschoben werden konnten, machte man



Abb. 42
Restaurierte Mönchszelle im
Konventstock. Foto 2015.

Abb. 43
Gang im 1. Obergeschoss
des Konventstocks nach der
Restaurierung 1978–1981.
Foto 2015.

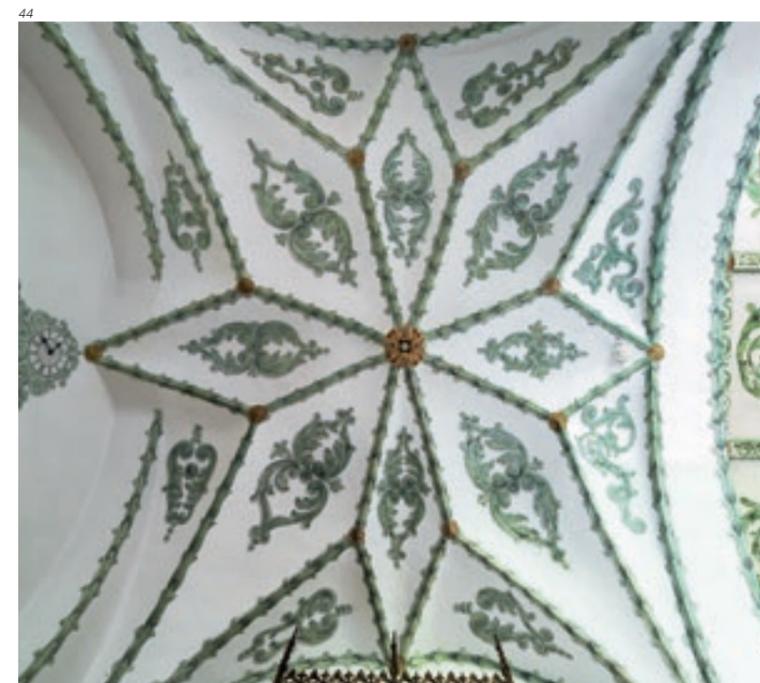


Abb. 44
Bemaltes Sterngewölbe am
Nordende des grossen Erd-
geschossganges im Konvent-
stock nach der Restaurierung
1978–1981. Foto 2015.

Abb. 45
Kapitelsaal im Konventstock
nach der Restaurierung
1978–1981. Blick gegen Süd-
osten. Foto 2015.

Abb. 46
Der wiedergefundene Kapitel-
saal nach den Teilfreilegungen.
Foto um 1978.

Abb. 47
Restaurator Bruno Häusel
an der Arbeit im Kapitelsaal
um 1980.



aus drei Zellen zwei Wohneinheiten. Die mittlere Zelle unterteilte man in eine Schlafkoje für die eine und je einen Nassraum für beide angrenzenden Zellen (Abb. 42). Am Äusseren mussten die Fenstergewände aus Naturstein, die durch den Einbau von Rollläden stark gelitten hatten, mit Vierungen und Aufmodellierungen geflickt werden. Den Verputz der Ostfassade konnte man erhalten, jenen der Süd- und der Westfassade musste man hingegen ersetzen. Weil die Farbuntersuchungen am Äusseren kein

stringentes Resultat zeitigten, blieb man beim hellen Anstrich, der das ganze Kloster einheitlich kleidet. Der Kapitelsaal – Versammlungsort des Konvents zu offiziellen Sitzungen und Beschlussfassungen – wurde gemäss Befund restauriert und seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben.⁵⁷ Die Malereien passen stilistisch gut in die Mitte des 17. Jahrhunderts, der Bauzeit des Konventstocks. Restaurator Bruno Häusel stellte an den Wänden allerdings drei Malschichten fest, nämlich die heute sichtbare

Restaurierung der Wandmalereien im Kapitelsaal

(Abb. 45–47)

Sondierschnitte gaben zu erkennen, dass die Malerei als Band in der oberen Hälfte der Wand zu suchen ist. So konnten wir uns von aussen gegen die Malerei hin vorarbeiten. Die mechanischen Arbeiten erfolgten mit Ziegelhammer, Trennscheibe und Schleifköpfen in biegsamer Welle. Nachdem die Gipsschichten auf eine Stärke von etwa einem Millimeter abgearbeitet waren, versuchten wir mit Acrylharz, in Lösemittel und als Dispersion, die losen Malschichten an die Wand zurück zu fixieren. Vorgängig und parallel dazu wurde der durch Fehlstellen freiliegende Putz mit Kalksinterwasser und Kasein gefestigt. Die vollständige Freilegung erfolgte dann mit Schleifköpfen und mit dem Skalpell. Die Kittungen der Pickelhiebe und die Putzanschlüsse wurden mit Kalkputz ausgeführt. Die durch Fehlstellen in den Malschichten entstandenen Niveauunterschiede wurden als solche belassen, weiss (Kalk) vorgelegt und in die Umgebung einretuschiert. Zu den Retuschen dienten Pigmente aus der Palette mit einer schwach konzentrierten Bindemittelmischung aus Acrylharzdispersion und Zelluloseleim.⁵⁸

BRUNO HÄUSEL, RESTAURATOR (1981)



Restaurierung der bemalten Holzfelderdecke im Kapitelsaal (Abb. 48, 49)

Die Malschicht wurde, nach dem Ausbau der Tafeln, mitsamt den Verschmutzungen mit Acrylharz getränkt. Die aufstehende Malschicht wurde mit leichtem Druck und Wärme zurückfixiert. Nach guter Durchtrocknung konnten die Schmutzschichten, bis zu einem bestimmten Grad auch die Exkremente [von Fliegen und Spinnen], mit Aceton abgenommen werden. Für die farblichen Einstimmungen und Retuschen wurden Lascaux-Acryldispersionsfarben verwendet. Eingestimmt wurden die Hintergründe und die abgegangenen Krapplack-Ornamente, retuschiert wurden die übrigen Ornamente. Die Anobienbehandlung der rohen Holzteile erfolgte mit Conservol-Insektizid.⁵⁹

BRUNO HÄUSEL, RESTAURATOR (1981)



Wappenmalerei an der Ost- und Südwand, darunter eine Wappenmalerei in etwas anderer Aufteilung und als unterste Schicht ein Band in Grisaille, auf dem die Balkendecke optisch aufliegt (vgl. Kastentext S. 58). Diese Feststellung legt die Vermutung nahe, dass man den Saal zunächst mit einfachen, die Architektur unterstützenden Bändern in Grisaille bemalte, offenbar schon einige Wappen anbrachte, um dann den richtigen, leider nicht mit Namen überlieferten Künstler zu suchen, welcher den Saal in der heute wieder sichtbaren Pracht bemalte. Diese Vermutung wird durch den Befund an der Decke gestützt. Hier zeigte die erste Malschicht ein die Felder umfassendes Filet auf hellem Grund. Darüber legte man eine helle Kalktünche, welche den Grund der heute sichtbaren vielfarbigen Ornamentmalerei bildet (vgl. Kastentext oben).

Im repräsentativ gestalteten Erdgeschoss war es vor allem der breite Gang, der Ostarm des Kreuzgangs, der durch die Restaurierungsarbeiten sehr gewonnen hat.⁶⁰ Die Sondierungen hatten wie schon im

Nordarm des Kreuzgangs einen Tonplattenboden im sogenannten Rosenspitzenmuster zu Tage gefördert. Da viele Platten stark beschädigt waren, entschloss man sich zu einer Nachbildung. Was von den alten Platten noch verwendet werden konnte, verlegte man neu in der Sakristei. Gegen Norden wies der Boden ein starkes Gefälle auf. Dieses wurde ausgeglichen, sodass die Treppenstufen in die Benediktuskapelle aufgehoben werden konnten.

An den Wänden wurde der alte Kalkputz freigelegt, so weit als möglich erhalten und ergänzt. Die vermauerten Lüftungsöffnungen zum Refektorium wurden geöffnet und die rahmenden Malereien konserviert und vervollständigt (Abb. 50). Sie dürften ebenso wie jene an der 1702 datierten Decke mit ihren saftigen grünen Akanthusranken auf Weissm Grund vom Klosterbruder und Kunstmaler Fridolin Dumeisen stammen.⁶¹

Beim systematischen Ordnen der restaurierten Holzplatten wurde klar, dass auf der Südseite des Gangs eine grosse Fehlstelle prangen würde. Sie entsprach



Abb. 48
Die freigelegte Decke im
Kapitelsaal. Foto um 1978.

Abb. 49
Ausschnitt aus der bemalten
Holzbalkendecke im Kapitel-
saal nach der Restaurierung
1978–1981. Foto 2015.

Abb. 50
Ausschnitt aus der Ostwand
des grossen Erdgeschoss-
ganges im Konventstock
während der Restaurierung
1978–1981.



Giuseppe Gerster, Laufen.

Abb. 51
Restaurator Josef Fischer und
«Gehilfe» P. Bonifaz Born bei
der Restaurierung eines Bretts
der bemalten Felderdecke
im grossen Erdgeschossgang
des Konventstocks. Aufnahme
um 1980.

in den Abmessungen dem Sterngewölbe am Nordende (Abb. 44). Es erwies sich als wahrscheinlich, dass bei der Fehlstelle früher ein gleiches Sterngewölbe bestanden hatte, das bei der oben erwähnten Versetzung der hölzernen Wendeltreppe an diese Stelle im Jahre 1844 zerstört wurde. Dies führte zum Beschluss, das fehlende Gewölbe nachzubauen und mit einer dem restaurierten Original auf der gegenüberliegenden Seite nachempfundenen Dekorationsmalerei zu versehen. Somit präsentierte sich der herrschaftliche Gang wieder im «ursprünglichen Glanz», wenn wir auch wissen, dass die prächtige Felderdecke nicht wie ursprünglich an Holzbalken, sondern an der aus statischen Gründen eingebauten Betondecke montiert ist (vgl. Kastentext unten).

An den repräsentativen Gang grenzt südöstlich das Refektorium. Es konnte durch die Entfernung einer Zwischenwand auf seine ursprüngliche Grösse verlängert werden. Obwohl die Sondierungen hier

praktisch keine Konstruktionen oder Dekorationen aus der Bauzeit erbrachten, konnte nicht die Rede davon sein, die Gipsdecke mit ihren vier Spiegeln zu erhalten, die aus dem 18. oder 19. Jahrhundert gestammt haben mögen und 1902 mit Spruchbändern bemalt worden waren. Sie wich der neuen Betondecke. So wurde denn das Refektorium integrierend im Stil des Gebäudes neu gestaltet. Die Profile für die neue Holzfelderdecke wurden von alten, gefundenen Stücken übernommen.⁶² Nordöstlich am Gang und durch die Haupttreppeanlage vom Refektorium getrennt liegt die Sakristei mit ihren Nebenräumen. «Ausgesprochenes Pech hatten wir in der Sakristei», schrieb Pater Bonifaz nach der Bauuntersuchung enttäuscht. «Da förderten alle Sondierungen nichts zutage.»⁶³ Erst als der Restaurator Josef Fischer die Entfernung der jungen Ölfarbe verlangte, welche blätternd über dem Schichtpaket von Kalkputz und dicken Kalkanstrichen lag, stiess man auf die ebenfalls mit Öl gebundene neugotische Dekorationsmalerei aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Engelsfiguren in gemalten Spitzbogennischen auf den Gewölbegurten. Die Freilegung erwies sich als schwierig und konnte nicht ohne Verluste getätigt werden, da sowohl die freizulegende Malerei als auch die Übermalung in Öl ausgeführt waren. Bei den Malereien auf den Gurten kam man nur millimeterweise voran. Nach der Freilegung wurde das Figürliche vorsichtig retuschiert, die fehlenden Ornamentteile hingegen durch die Übertragung von Pausen der gut erhaltenen Stellen ergänzt. Auch die fehlenden Auflager der gemalten Bogennischen am wandseitigen Beginn der Gewölbegurten kamen als Illusionsmalerei neu hinzu; ihre Profile übernahm man von den Kapitellen der Mittelsäulen (Abb. 52).

Restaurierung der bemalten Holzfelderdecke im Kreuzgang (Abb. 40, 41, 51)

Die einzelnen Tafeln samt Deckenfriesen aus Tannenholz waren mit Kalkfarbe weiss gestrichen, bemalt und gefasst mit grüntönigen Rankenmotiven. Die verwendeten Pulverfarben könnten mit Kalkfarbe und etwas Magermilch gebunden gewesen sein. In den Bemalungen konnte man Mischungen von Grün, Ocker, Umbra natur oder gebrannt und Schwarz als Zeichnungsfarbe feststellen, mit sehr selten aufgesetzten Glanzlichtern. Bei den Rosetten wurde Ocker, roter Ocker, Caputmortuum [ein natürliches Grauviolett] und Schwarz mit sehr wenig Glanzlichtern gefunden, vielleicht sind sie auch durch frühere Renovierungen verlorengegangen. Füllungen und Friese neigten zu Abblättern auf Holzteilen, die dickschichtig gestrichen waren. Nicht wenige Tafeln waren angefault und von Würmern zerfressen. Die meisten dieser Stellen wurden herausgesägt und mit Neuholz ersetzt. Kleinere solche Stellen wurden mit flüssigem Araldit gefestigt

und nachher mit Modellpaste ausgefüllt. Auch waren fast alle Tafeln getrennte Einzelbretter. Sie wurden wieder zusammengepasst und neu verleimt. Die verleimten Tafeln und Friese wurden dann von Gipsrückständen und Nägeln gereinigt und anschliessend fixiert. Nachher wurden sämtliche kleineren und grösseren Fehlstellen untermalt, um die Rankenmalerei dann lasierend in den vorgefundenen Farben zu retuschieren. Nicht mehr vorhandene Ranken oder Blätter wurden rekonstruiert.⁶⁴ JOSEF FISCHER, RESTAURATOR (1981)



KAM.



Kant. Denkmalpflege Solothurn.

Wirtschaftstrakt (Grosskellnerei), Gästespeisesaal, Brüggli

Nachdem die Restaurierung des Klostergevierts bis auf die Kirche abgeschlossen war, kamen im 6. Ausführungsabschnitt die beiden Verbindungsbauten zur Alten Abtei im Osten, dem sogenannten Glutzbau, an die Reihe. Sie waren nach dem Bau derselben um 1700, vielleicht erst 1711 entstanden.⁶⁷ Die neuen funktionellen Anforderungen an die beiden Bauten, die einen intimen kleinen Garten flankieren, waren sehr unterschiedlich. Während die Grosskellnerei im Süden nebst einem Gästespeisesaal und Lagerräumen die neue Küche und die Wäscherei aufzunehmen hatte, waren für das Brüggli, das den Konventstock und die Alte Abtei jeweils ungefähr in der Mitte ihrer Ausdehnung verbindet, Belegungen ohne komplexe Installationen geplant.⁶⁸ Das Brüggli wurde restauriert. Auf beiden Geschossen war je ein Aufenthaltsraum für die Mönche vorgesehen. Das Obergeschoss musste lediglich aufgefrischt werden, und ein älterer Parkettboden war instand zu setzen (Abb. 53, 54). Das Erdgeschoss war wegen des Gefälles zum Glutzbau wohl als Durchgang, nicht aber als Aufenthaltsraum zu gebrauchen. Man entschloss sich deshalb, den Boden

Die unmittelbar an den Konventstock anschliessende südliche Chorflankenkapelle, die Benediktuskapelle, wurde gleichzeitig mit ihm behandelt. Es galt, den später eingefügten Zwischenboden zu entfernen (Abb. 67), gleichzeitig aber die Verbindung zum ersten Obergeschoss des Konventstocks nach wie vor zu gewährleisten. Die Lösung bestand darin, dass man mit den in Zweitverwendung im Zwischenboden zum Vorschein gekommenen bemalten Balken in der Mitte des Kapellenschiffs eine Brücke von der Konventstocktür zum gegenüberliegenden Pfeiler baute und von dort aus eine Treppe in die Kapelle hinunterführte. Mit dieser Konstruktion wird heute auch die Chororgel erschlossen. Die bei dieser Gelegenheit entdeckten Grisaillemalereien aus der Frühzeit der Kirche wurden konserviert. Über die Restaurierung von Konventstock und Bibliothek liess der Redaktor Pater Anselm Bütler eine Sondernummer der Zeitschrift «Mariastein» erscheinen, mit Beiträgen von Architekt Giuseppe Gerster, Pater Bonifaz Born und den Restauratoren Josef Fischer und Bruno Häusel.⁶⁵ Am Benediktusfest, dem 21. März 1981, weihte Abt Mauritius Fürst den restaurierten Konventstock und die erneuerte Bibliothek im Beisein einer grossen Zahl von Gästen ein.⁶⁶

Architekt: Giuseppe Gerster, Laufen
Ingenieur: Emch und Berger, Basel
Bundesexperte: Fritz Lauber, Basel
Restauratoren: Bruno Häusel, Rheinfelden (Voruntersuchungen, Kapitelsaal und Benediktuskapelle), und Josef Fischer, Bern (Gang und Sakristei im Erdgeschoss des Konventstocks)
Kunst- und Bleiverglasung: Scheidegger, Freiburg i. Üe.
Wand- und Deckenleuchten: J. Schaerer, Bremgarten BE
Kantonaler Denkmalpfleger: Gottlieb Loertscher, Solothurn (bis Ende 1979); Georg Carlen, Solothurn (ab Anfang 1980)

Abb. 52
Die Sakristei mit der wieder-
entdeckten neugotischen
Bemalung nach der Restaura-
tion 1978–1981. Blick nach
Nordwesten.

Abb. 53 und 54
Der Parkettboden im Ober-
geschoss des Brüggli vor (oben)
und nach der Restaurierung
1980/81.



KAM.



KAM.



gegen Westen zum Konventstock hin abzusenken, neu in die Waagrechte zu legen und die Niveaudifferenz mit einer kleinen Ausgleichstreppe aufzufangen (Abb. 55, 56). Die Fundamente mussten in diesem Bereich unterfangen werden. Die beiden grossen Stichbogentore, welche ehemals als Durchfahrt dienten, wurden belassen, die breiten Korbbofenfenster gegen Süden hingegen nach unten verlängert, sodass ein lichtdurchfluteter kleiner Saal mit optimalem Bezug zum Garten entstand. Hier belegte man einen Streifen entlang des Gebäudes mit Kalksteinplatten, sodass er in der warmen Jahreszeit als Aussensitzplatz benutzt werden kann (Abb. 57, 58). Im Innern entfernte man die alten Tonplatten mit der Absicht, sie anderweitig zu verwenden, und verlegte einen «Rosenspitz» analog zum Gang im Konventstock. Wände und Decke, die nie vergipst waren, wurden instand gesetzt und mit dem im Kloster verbreitet angetroffenen Bandwerk verziert. Im März 1981 konnte das Brüggli seiner neuen Bestimmung übergeben werden. Der stimmungsvolle Erdgeschosssaal, wo die Mönche nach dem in der Regel schweigend eingenommenen Mittagessen an bestimmten Tagen bei fröhlichem Gespräch Kaffee trinken, erhielt den Spitznamen «Café Born». Ganz anders ging man bei der alten Grosskellerei vor. Sie war für die neuen oder doch erweiterten Funktionen zu klein und zudem in sehr schlechtem Zustand. Auch waren hier die teilweise gefährlichen Niveau-Unterschiede zwischen den verschiedenen Gebäuden auszugleichen. Also schritt man nach dem Ausbau aller noch brauchbaren Teile zum Abbruch (Abb. 59, 60). Es entspann sich eine Diskussion über die Art des Ersatzbaus. Sollte er sich in zeitüblichen Formen von den Altbauten abheben oder aber sich integrieren und mit dem in Mariastein vorhandenen Formenschatz gestaltet werden? Man entschied sich für Letzteres. Entstanden ist ein Neubau, der in optimaler Weise Konventstock, Glutzbau und Gallushaus miteinander verbindet und eine zeitgemässe Grossküche, Lagerräume sowie ein Gästerefektorium umfasst (Abb. 61). Die integrierende Bauweise wurde so weit getrieben, dass dem



Gästespeisesaal der Neubau nicht anzusehen ist. Die Aussenmauern sind gleich dick wie sonst wo im Kloster. Die vierteiligen Fenster in ihren Stichbogenischen unterscheiden sich nicht von jenen im Konventstock oder im Glutzbau, die Balkendecke ist von derselben Art. Es wurden ja auch die alten Balken und teilweise die Fenstergewände wiederverwendet. Neues Louis-treize-Mobiliar und die vom Konventstock her vertrauten Holländer-Leuchter versetzen die Besucher, die sich hier sichtlich wohl fühlen, vollends in das 17. Jahrhundert (Abb. 61, 62).

Architekt: Giuseppe Gerster, Laufen
 Bundesexperte: Fritz Lauber, Basel
 Kantonaler Denkmalpfleger: Georg Carlen, Solothurn



Alte Abtei (Glutzbau)

Die 1695–1698 von Abt Esso Glutz an einer für barocke Klosteranlagen ganz ungewöhnlichen Stelle eingerichtete Abtei war Gegenstand des 7. Ausführungsabschnitts von 1983 bis 1986. Abt Esso baute sie unter Einbezug mehrerer älterer Gebäude ganz im Osten jenseits des Konventstocks über dem steilen Felsabbruch zum Steintal und damit weitab vom Klosteringang.⁶⁹ Dies dürfte nicht seiner ursprünglichen Absicht entsprochen haben. Ein um 1695 entstandener Projektplan⁷⁰ (der sogenannte Stockwerkplan, vgl. S. 23, Abb. 34) für den Um- und teilweisen Neubau des Klosters situiert nämlich die Abtei an der Südwestecke der Anlage, wo sie in der Regel als Gegenstück zur Kirche den Angelpunkt zwischen der nicht klösterlichen Welt im Westen und den Mönchswohnungen im Osten bildet und wohin man sie 1974/75 auch tatsächlich verlegte. Der Plan sah laut Beschriftung andere oder zusätzliche Nutzungen für den sogenannten Glutzbau vor, welchen der Prälat dann doch zu seiner Wohnung erkor und entsprechend kostbar ausstatten liess. Es hatte ja schon einer der Vorgängerbauten an dieser Stelle, das ehemalige Kaplanenhaus, seit der Übersiedlung des Konvents nach Mariastein als provisorische Abtei gedient. Zudem wohnte der Abt hier nahe der Pilgerströme zur Gnadenkapelle, die direkt unter dem Bau im Fels liegt und zu der er jederzeit durch eine separate interne Treppe gelangen konnte, ohne das Haus verlassen zu müssen. Wir trafen den ursprünglich mit Kalkputzen, Holzbalkendecken, Vertäferungen und umfangreichen Dekorationsmalereien ausgestalteten Bau innen weitgehend vergipst an, was wohl einerseits der Renovation nach der ersten Säkularisation von 1798, andererseits der Herrichtung zur Bezirksschule nach der zweiten Säkularisation im Jahr 1875 zu verdanken war (Abb. 63). Es wurde beschlossen, den Gips gänzlich zu entfernen, auch wenn dazu zwei respektable Stuckdecken gehörten, denn es ging darum, «den Strukturen und Dekorationen der Erbauungszeit wieder zu ihrem Recht zu verhelfen».⁷¹ Als neue Funktionen sollte der Glutzbau entsprechend der

Abb. 59 und 60 Die Grosskellerei vor (rechts) und während dem Abbruch um 1980. Im Bild ist jeweils die Nordfassade zu sehen.

Abb. 61 Der mit Elementen der abgebrochenen Grosskellerei neu erbaute Wirtschaftstrakt nach seiner Vollendung, Nordfassade. Foto um 1981.

Abb. 62 Der Gästespeisesaal im neuen Wirtschaftstrakt. Blick nach Nordosten. Foto 2015.

Seite 62:

Abb. 55 und 56 Das Erdgeschoss des Brüggli vor (links) und nach der Restaurierung 1980/81.

Abb. 57 Die Südfassade des Brüggli vor der Restaurierung 1980/81.

Abb. 58 Die Südfassade des Brüggli nach der Restaurierung 1980/81. Foto 2015.



Abb. 63
Der vergipste Erdgeschossgang im Glutzbau zur Zeit der Bezirksschule. Blick nach Norden. Foto um 1983.

Abb. 64
Die Bauuntersuchung im Glutzbau brachte Grisaillemalereien aus der Bauzeit ans Tageslicht. Foto 1982.

Abb. 65
Der Erdgeschossgang im Glutzbau nach der Restaurierung 1983–1986. Foto 2015.

vorgefundenen Struktur mehrere Wohn- und Gästezimmer, ein Sitzungszimmer, zwei Säle und die zugehörige Infrastruktur aufnehmen. Ein Lift an der Nahtstelle zum Küchentrakt sollte die unterschiedlichen Niveaus der beiden Gebäude erschliessen und zur vierzehn Meter tiefer liegenden Gnadenkapelle hinunterführen, die damit auch für gehbehinderte Personen zugänglich wurde. Für den Architekten Giuseppe Gerster handelte es sich beim Glutzbau um «das schwierigste und komplizierteste Gebäude des Klosterkomplexes».⁷² Der Restaurierung waren umfangreiche restauratorische Untersuchungen vorangegangen (Abb. 64).⁷³ Um diese zu vertiefen und gleichzeitig Aufschluss über die vorbenediktinischen Wallfahrtsbauten an dieser Stelle zu erhalten, setzte man archäologische Sondierungen an, die zu einer grossflächigen, 1985 publizierten Grabung führten.⁷⁴ Die Grabungsergebnisse vermochten die im berühmten Mirakelbild von 1543 (S. 7, Abb. 2; S. 11, Abb. 6) dargestellten Gebäulichkeiten nicht befriedigend zu erklären, sodass



es offen bleiben muss, «ob der Künstler [des Mirakelbildes] die Situation möglichst naturgetreu wiedergegeben hat oder ob er die Bauten bewusst so weit gegeneinander verschoben hat, dass er möglichst alle und die einzelnen Objekte besser darstellen konnte».⁷⁵ Die im Übrigen erfolgreiche Grabung förderte unter anderem das Fundament des zur Kapelle in der Gnadenhöhle gehörenden Bruderhauses zu Tage, das 1466 verbrannte. Sie zeigte des Weiteren auf, dass gegen Ende des 15. Jahrhunderts gleichzeitig mit der Reichensteinkapelle und im Verband mit ihr ein grösseres und stattlicheres Haus, das Kaplanenhaus, gebaut wurde. Dieses wurde wohl im 16. Jahrhundert nach Süden erweitert und mit einem zeitgleich errichteten Turm über der Gnadenkapelle verbunden. Damit bestätigten und detaillierten die Grabungsergebnisse die bauliche Situation vor der Errichtung des Glutzbaus, wie sie auf verschiedenen vor 1695 entstandenen Klosteransichten in den wesentlichen Punkten übereinstimmend dargestellt



Abb. 66
Glutzbau, Zimmer im Erdgeschoss südlich der Reichensteinkapelle. Ausschnitt aus der prachtvoll bemalten Balkendecke nach der Restaurierung 1983–1986. Foto 2015.

Abb. 67
Der nachträglich eingebaute und um 1980 wieder entfernte Zwischenboden in der Benediktskapelle war teilweise mit Balken in Zweitverwendung erbaut, welche die gleiche Bemalung wie jene im Erdgeschossgang des Glutzbaus aufweisen. Foto um 1979.

ist (S. 9, Abb. 1; S. 13, Abb. 10).⁷⁶ In den Neubau von 1695–1698 wurden die Reichensteinkapelle zur Gänze, vom Kaplanenhaus die Ostfassade und vom Turm die drei äusseren Fassaden übernommen. Letztere bilden heute den Erker des Glutzbaus. Die Alte Abtei zeichnet sich auf beiden Geschossen durch teilweise überbreite Gänge aus, deren Böden mit neuen Tonplatten analog zum Konventstock im Rosenspitzmuster belegt wurden. Die Deckenbalken im Gang des Obergeschosses wurden neu marmoriert nach dem Vorbild des auf dem Streichbalken erhaltenen Originals, im Erdgeschossgang musste dagegen die original zum Vorschein gekommene Balkenbemalung lediglich gereinigt, konserviert und retuschiert werden (Abb. 65, 67). Die rahmenden Grisaillemalereien um die Türeinfassungen und Fensterleibungen wurden freigelegt und ergänzt, die Türeinfassungen selbst konnten aufgrund der von den originalen Malereien umrissenen Profile und von Vergleichsbeispielen rekonstruiert werden. Von den Treppen wurden die nördliche restauriert, bei der mittleren dagegen die Läufe ausgetauscht, um den Abgang zur Gnadenkapelle zu verbessern und eine Symmetrie herzustellen. Im Süden überwindet eine neue dritte Treppe die Niveauunterschiede zum Küchentrakt. Am Äusseren wurde der im Laufe der Zeit vereinfachte Dachreiter, der auf die Reichensteinkapelle hinweist, nach den Zeichnungen Emanuel Büchels aus der Mitte des 18. Jahrhunderts wiederhergestellt und neu aufgerichtet. Von den Zimmern ist im Erdgeschoss jenes unmittelbar südlich der Reichensteinkapelle zu erwähnen. Hier war der dekorativ bemalte Verputz von den Feldern zwischen den Deckenbalken auf die Konstruk-

tion der später darunter angebrachten Gipsdecke gefallen und in tausend Stücke zerbrochen (Abb. 68, 69). In mühsamer restauratorischer Arbeit wurden diese wie ein Puzzle zusammengefügt und wieder am ursprünglichen Ort befestigt und konserviert. Es resultierte eine auch für den an bemalten Balkendecken reichen Kanton Solothurn einmalige Deckenmalerei mit von Putten und Löwen bevölkerten Akanthus- und Blattranken nach einer Stichvorlage des Pariser Ornamentkünstlers Jean Lepautre (Abb. 66). Im Obergeschoss sticht der im Projektplan aus der Zeit um 1695 als «Krancken/stuben» bezeichnete Saal hervor. Gemäss Plan war hier im Erker ein Altar vorgesehen, der schliesslich in einer ins nördliche



Abb. 68 und 69 Balkendecke wie in Abb. 66, während der Restaurierung 1983–1986. Auf den Balken ist teilweise die zarte Marmorierung zu erkennen. Die Malerschicht zwischen den Balken war vom Grundputz aus Lehm und Stroh auf die darunterliegende Gipsdecke abgefallen. Fotos 1983.



Kant. Denkmalpflege Solothurn.

Kant. Denkmalpflege Solothurn.

Abb. 70 Eckzimmer Südost im Obergeschoss des Glutzbaus. Blick zur Decke während der Restaurierung 1983–1986.



Kant. Denkmalpflege Solothurn.

Nachbarzimmer greifenden Nische realisiert worden zu sein scheint. Aufgrund umfangreicher, als Spolien verwendeter bemalter Täferfragmente und Spuren am Bau wurde das Täfer rekonstruiert, allerdings ohne Altarnische, die Bemalung sehr zurückhaltend ergänzt und eingestimmt (Abb. 71). Ähnlich ging man beim südlich angrenzenden Zimmer vor, während das Eckzimmer Südost auf die ursprüngliche Grösse reduziert und seine dekorativen Malereien an Decken und Wänden freigelegt und restauriert wurden (Abb. 70).

Architekt: Giuseppe Gerster, Laufen
 Bundesexperte: Fritz Lauber, Basel
 Restauratoren: Gänge: Bruno Häusel, Rheinfelden;
 Übriges: Willy Arn AG, Lyss
 Kantonaler Denkmalpfleger: Georg Carlen, Solothurn

Abb. 71 Obergeschosssaal im Glutzbau nach der Restaurierung 1983–1986. Blick nach Osten. Foto 2015.



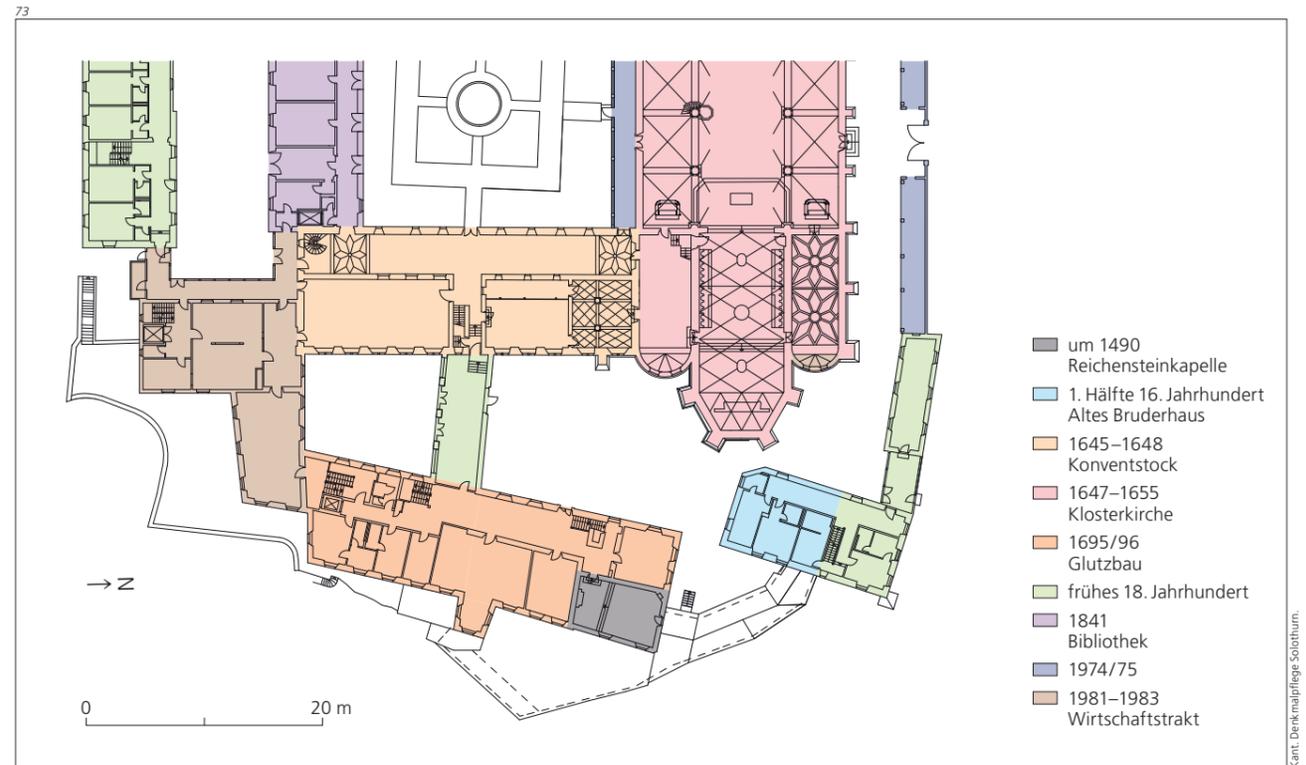
Kant. Denkmalpflege Solothurn.



Kant. Denkmalpflege Solothurn.

Abb. 72 Das Kloster Mariastein von Osten. Flugaufnahme 2015.

Abb. 73 Bauphasenplan, Erdgeschoss mit Konventstock, Glutzbau und Gertrudisheim. Planzeichnung Urs Bertschinger 2015.



Kant. Denkmalpflege Solothurn.

Abb. 74
Die Reichensteinkapelle im
Kleid der Renovation von 1892.
Alte Ansichtskarte.

Abb. 75
Altarzone der Reichenstein-
kapelle nach der Renovation
von 1968.



Reichenstein- oder Siebenschmerzenkapelle

Die Kapelle hat ihre Namen einerseits von der Stifterfamilie Reich von Reichenstein, andererseits von der 1677 unter dem Titel der Sieben Schmerzen Mariens erfolgten Altarweihe.⁷⁷ Sie entstand in vorklösterlicher Zeit und gehört zum ältesten Baubestand in Mariastein. Im Laufe der Zeit erfuhr der am Ende des 15. Jahrhunderts errichtete Bau viele Veränderungen und Erneuerungen.⁷⁸ Die archäologische Untersuchung, welche der Restaurierung voranging, führte zur Entdeckung des ursprünglichen Standorts des gotischen Sakramentshäuschens in der Nordwestecke. Aufgrund dieses Befundes darf geschlossen werden, dass der Altar ursprünglich an der nördlichen Schmalwand in unmittelbarer Nähe zum Aufbewahrungsort des Allerheiligsten stand. 1647 wurde er auf die gegenüberliegende Seite an die Südwand versetzt und im Norden eine Tür zum fünf Jahre zuvor erbauten Abgang zur Gnadenkapelle ausgebrochen. Von 1648 bis zur Fertigstellung der

Basilika 1655 dürfte die Kapelle dem nach Mariastein übersiedelten Konvent als vorläufige Kirche gedient haben. Auf 1667 geht die Bemalung der heutigen Täferdecke zurück. Wenn auch die Erhaltung der Kapelle die Gestalt der ab 1695 von Abt Esso Glutz errichteten Abtei wesentlich mitbedingte, so erforderte ihre Integration in den Neubau doch erhebliche Anpassungen. Die Decke musste tiefer gelegt und der ursprüngliche Eingang im Südwesten angehoben werden. 1826 wurde die Kapelle nach Verwüstungen beim Einfall der Franzosen wiederhergestellt und ein neuer Altar geweiht.

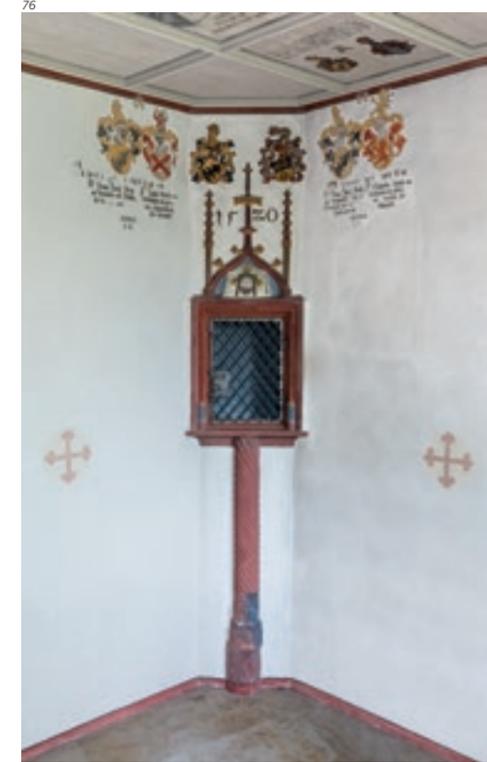
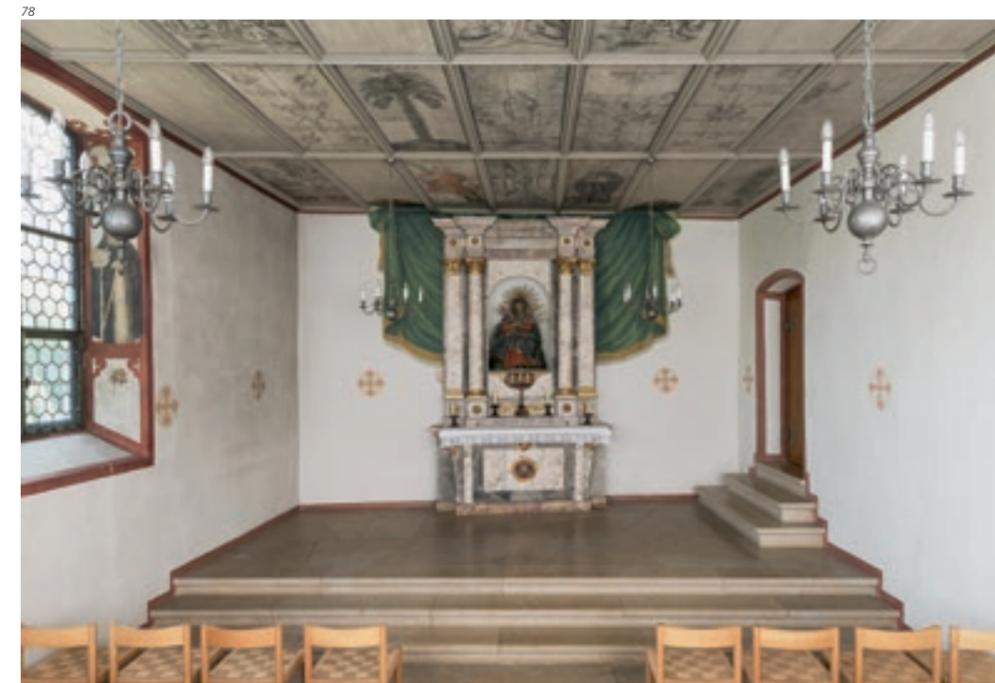
1892 erfolgte eine tiefgreifende Renovation. Die Wände und die Decke, die spätestens jetzt vergipst wurden, erhielten eine dekorative Bemalung im Sinne des Historismus. Um einen dem Gesetz der Symmetrie gehorchenden harmonischen Gesamteindruck zu generieren, wurde dem rechts vom Altar platzierten Sakramentshäuschen auf der linken Seite ein heraldisches Pendant geschaffen (Abb. 74).

Die Freude an der historistischen Inszenierung sollte jedoch nicht lange währen. Heimatstil und Moderne zogen ins Land, und die Denkmalpflege interessierte sich während des Zweiten Weltkriegs wohl für die Spuren älterer Zeiten, keineswegs aber für das fünfzigjährige, gealterte Werk von 1892. Es wurde 1942/43 entfernt. Damit nicht genug, schüttete man das Kind mit dem Bade aus, indem man auch das ältere Altarretabel samt Stipesverkleidung und das möglicherweise dem 17. Jahrhundert entstammende halbhohe Täfer entsorgte. Was resultierte, war ein nüchtern weiss gestrichener, modernistischer Raum mit heimatlicher Balkendecke, in welchen der in Klinker auf Sicht gemauerte Altar sowie die Kunstwerke und die weiteren liturgischen Notwendigkeiten in der Art einer musealen Ausstellung aufgehängt und eingestellt wurden (S. 37, Abb. 66). Von den an der Decke unter dem Gips noch erhaltenen bemalten Brettern übernahm man die fünf Wappen der Reich von Reichenstein. Dazu konservierte man die eben-



falls freigelegten Wandmalereireste: drei Prophetenfiguren an der nördlichen Aussenwand, im Innern vier Heiligenfiguren mit frühbarockem Beiwerk und Rahmungen in den Fensterleibungen (Abb. 77), die 1617 datierten Allianzwappen zweier Reich von Reichenstein in der Nordwestecke über dem ursprünglichen Standort des Sakramentshäuschens, den man allerdings damals noch nicht kannte, und schliesslich zwölf Apostelkreuze aus unterschiedlichen Zeiten. Der nachmalige kantonale Denkmalpfleger Gottlieb Loertscher taxierte 1957 die Renovation als Versuch, der Kapelle «den früheren Aspekt zurückzugeben».⁷⁹ Treffender erscheint uns die Einschätzung des für die damalige Renovation zuständigen Abtes Basilius Niederberger, der 1943 von einer «Erneuerung im geschichtlichen Sinne» sprach.⁸⁰ Er stand dazu, dass es eine «Erneuerung» war, also weder eine Restaurierung noch eine Konservierung, und zur «Geschichte» gehörte aus damaliger Sicht die Zeit um die Jahrhundertwende von 1900 nicht.

Offensichtlich im Rahmen einer Anpassung an die liturgische Reform des Zweiten Vatikanischen Konzils entfernte man 1968 anlässlich einer Teilrenovation das Gitter, errichtete einen neuen Altar aus rotem Sandstein näher bei den Bänken zur Feier der Messe «versus populum», traf eine Neuinstallation der verehrungswürdigen Kunstwerke und trennte in denkmalpflegerischer Missetat die Bekrönung von der Aufbewahrungsnische des Sakramentshäuschens. Die Bekrönung zierte fortan als Supraporte den Kapelleneingang Südwest (Abb. 75). Obwohl als Verbesserung der Situation von 1942/43 gedacht, musste Gottlieb Loertscher diese Teilrenovation im Jahresbericht der Denkmalpflege als nicht befriedigend bezeichnen. Er beklagte bitter, dass «die Meinungen über die Reihenfolge der Werte [...] weit auseinander [gingen]» und erst noch Missverständnisse bei der Ausführung auftraten.⁸¹



Anlässlich der Restaurierung von 1983–1986 führten verschiedene Umstände fast zwangsläufig zum heute sichtbaren Resultat (Abb. 78). So sorgten jetzt regelmässige Sitzungen der Baukommission und Ortsbegehungen aller Verantwortlichen für eine fortlaufende Abstimmung der Meinungen und eine positive Atmosphäre im Planungs- und Baubetrieb. Des Weiteren konnten wir dank archäologischer, restauratorischer und archivalischer Forschung den «Patienten» besser als die früheren Generationen von

Abb. 76
Das Sakramentshäuschen von
1520 an seinem ursprünglichen
Ort in der Nordwestecke der
Reichensteinkapelle nach der
Restaurierung von 1983–1986.
Foto 2015.

Abb. 77
1942/43 freigelegte und
restaurierte Wandmalerei in einer
Fensterleibung der Reichenstein-
kapelle, Darstellung der heiligen
Edeltrudis. Foto 2015.

Abb. 78
Die Reichensteinkapelle
nach der Restaurierung von
1983–1986. Foto 2015.

Abb. 79
Brett mit allegorischer Figur aus der Felderdecke der Reichensteinkapelle während der Restaurierung 1983–1986.

Abb. 80
Rückseite eines Bretts aus der Felderdecke der Reichensteinkapelle während der Restaurierung 1983–1986.

Abb. 81
Brett mit allegorischer Figur aus der Felderdecke der Reichensteinkapelle nach der Restaurierung 1983–1986.

Bauverantwortlichen. Drittens legten die bei der Restaurierung des Konventstocks in Zweitverwendung als Gipsträger vorgefundenen bemalten Bretter der barocken Kapellendecke deren Wiedereinfügung am originalen Ort nahe (siehe S. 57). Schliesslich verlangte der bei der Überholung der Gnadenkapelle entfernte kostbare Marmoraltar des Voralbergers Jodok Friedrich Wilhelm von 1823 nach einer würdigen Neuplatzierung, wozu sich die seit 1942/43 purifizierte Stirnseite der Reichensteinkapelle geradezu anbot.⁸² Der Marmoraltar wurde somit zum neuen Blickfang der Kapelle. In seiner Mitte fand die Figur der Madonna als Schmerzensmutter, der Titelheiligen der Kapelle, ihren würdigen Platz wie ehemals im 1942/43 vernichteten Retabel.

Die Rekonstruktion der Holzfelderdecke aufgrund der aufgefundenen bemalten Brettfüllungen ist «eine Hypothese nach bestem Wissen und Gewissen».⁸³ Zwei der Füllungen mit Ansätzen einer von Engelchen gehaltenen Draperie passten gut zu der an der Altarwand entdeckten barocken Vorhangmalerei, welche die Fixpunkte für die genaue Platzierung des Altars lieferte und ihm optischen Halt im Raum bot. Die Reichenstein'schen Wappen, welche sich schon an der Decke befanden, ordneten wir hingegen hinten an, wo weitere solche bereits auf die Wand gemalt waren (Abb. 76). Hier erhielt das Sakramentshäuschen, von dem der Sockel, die vergitterte Aufbewahrungsnische und die Bekrönung im Raum verstreut waren, seinen Platz am ur-

Rekonstruktion der bemalten Holzfelderdecke in der Reichensteinkapelle

(Abb. 79–82)

Als die Holzstücke im Atelier in Lyss eintrafen, wurde als Erstes die Farbschicht, die an sehr vielen Stellen abblätterte oder lose aufstand, gesichert. Dieses geschah mit verdünntem Heissleim (Hasenleim). Gleichzeitig wurden die schmutzigen und zum Teil mit Farbe verschmierten Bretter entstaubt und gereinigt. Danach erfolgte eine Behandlung in zwei Anstrichen mit «Arbezol-Spezial» gegen Wurmbefall.

Nun galt es, die einzelnen Holzteile zusammenzustellen, um ausfindig zu machen, wie viel Substanz überhaupt vorhanden war, respektive fehlte. Die zueinander passenden Teile wurden danach zusammengeleimt und die fehlenden Holzstücke und Bretter mit altem Holz ergänzt, nachdem das morsche Holz mit Holzfestiger getränkt und gesättigt, oder mit «Araldit 472» aufmodelliert und bearbeitet war. [...]

Um Verleimungen, besonders an den Stirnholzseiten, zu stabilisieren, aber auch um ein natürliches Arbeiten resp. Verziehen des Holzes zu hemmen, wurden Schwalbenschwanz- und Oberfräsenverstreibungen in die Rückseiten der Holztafeln eingelassen. Danach galt es, alle Niveauübergänge auf der Vorderseite einander anzupassen, vorhandene kleine Risse und Unebenheiten im neuen Holz weiterzuführen, damit die Anstückung nicht auf den ersten Blick ersichtlich ist. Um die Struktur der alten Malerei und des Untergrundes zu erreichen, wurden die neuen Teile ein- bis zweimal mit Kreidegrund gestrichen, wo nötig geschliffen und mit stark verdünntem Schellack überzogen. Die Retuschen und Ergänzungen der Malerei erfolgten mit Mowilithharz, gelöst in Toluol. Diese Arbeit ist im Prinzip jederzeit mit Toluol oder Azeton rückgängig zu machen. Auf einen Schlussfirnis wurde verzichtet. [...]⁸⁴

PAUL AM ACHER, ATELIER ARN AG, LYSS (1984)



Abb. 82
Ausschnitt aus der 1667 bemalten Felderdecke der Reichensteinkapelle mit den Klosterpatronen Vinzenz und Benedikt sowie mit marianischen Emblemen. Nach der Restaurierung 1983–1986. Foto 2015.

sprünglichen Ort in ursprünglicher Vollständigkeit (Abb. 76). Der fehlende Stamm wurde ergänzt. Von den 1942 entdeckten Wandmalereien wurden die Heiligenfiguren samt Rahmen in den Fensternischen konserviert (Abb. 78), die über die Nischen hinausgreifenden Ornamente, die in der Substanz mehrheitlich von 1942/43 stammten, hingegen zugunsten der Apostelkreuze aufgegeben. Von diesen waren noch fünf aus der Bauzeit der Kapelle erhalten. Sie wurden auf zwölf ergänzt. Neu kamen Ma-

lereifragmente an der ehemaligen Aussenwand im Bereich des Eingangs Südwest zum Vorschein, und zwar in zwei Schichten. Wir entschlossen uns, beide Schichten zu zeigen, die ältere von 1601, die sich auf den früher tiefer liegenden Eingang bezog, fragmentarisch, die jüngere von ca. 1700, welche die heutige Tür umspielt, ergänzt (S. 12, Abb. 7). Auch heute, dreissig Jahre nach der Restaurierung, mag der Kapellenraum architektonisch und stimmungsmässig zu überzeugen. Wir müssen uns aber

Abb. 83
Die Altäre der Gnadenkapelle vor den Massnahmen von 1984–1986. Links der Sakraments- oder Schwalleraltar, rechts der Gnadenaltar. Alte Ansichtskarte.

im Klaren sein, dass wir keinen «früheren Zustand» wiederherstellten, auch nicht den Status quo konservierten, sondern versucht haben, aus den Relikten verschiedener Zeiten und unter Einbezug des aus der Gnadenkapelle stammenden Altarretabels ein neues Ganzes zu schaffen. Dass dabei modernste archäologische, historische und restauratorische Methoden und Techniken zum Einsatz kamen, bildete die unabdingbare Voraussetzung dazu. Nicht von ungefähr bemerkte Pater Bonifaz Born im Rückblick: «Aufs Ganze gesehen hat die alte Wallfahrtskirche von Mariastein [= die Reichensteinkapelle] durch die Restaurierung wohl am meisten profitiert.»⁸⁵

Architekt: Giuseppe Gerster, Laufen
Bundesexperte: Fritz Lauber, Basel
Restaurator: Willy Arn AG, Lyss
Bildhauer: Josef Ineichen, Niederlenz
Kantonaler Denkmalpfleger: Georg Carlen, Solothurn

Gnadenkapelle und Kapellengang (östlicher Teil)

Parallel zu den Arbeiten am Glutzbau und in der Reichensteinkapelle erfolgte 1984–1986 die Restaurierung der Gnadenkapelle. Dies machte insbesondere deshalb Sinn, weil der neue Lift und die geänderte Mittelstufe im Glutzbau bis in die darunter liegende heilige Höhle führten und dort Anlass zu Eingriffen gaben. Auch abgesehen von diesen Erschliessungsmassnahmen waren die Bedürfnisse, die zur Restaurierung führten, vielfältig. Die Kapelle war vom Rauch der Opferkerzen völlig verrusst. Eine zu den Mitfeiernden gewandte Zelebration der Messe war in den beengten Platzverhältnissen fast nicht möglich. Zudem störten die neu ankommenden Pilger die Andacht, weil die äussere Zugangstreppe unmittelbar neben dem Gnadenaltar mündete



(S. 28, Abb. 44). Die Sakristei war zu klein und das Orgelwerk befriedigte nicht mehr.

Diese Defizite führten neben einer allgemeinen Reinigung von Fels, Architektur und Gewölbe zu eingreifenden Massnahmen am Gnadenaltar. Nach den Zerstörungen der Franzosenzeit hatte Abt Placidus Ackermann 1823 das Gnadenbild in einen Alabaster- und Marmoraltar von der Hand des Vorarlberger Stuckateurs und Plastikers Jodok Friedrich Wilhelm fassen lassen (Abb. 83).⁸⁶ Vordem gab es nur ein Altarretabel in der Gnadenkapelle, nämlich beim Sakramentsaltar. Das Gnadenbild befand sich reich geschmückt und bekleidet in einer Felsnische.

Um die Zelebration «versus populum» zu ermöglichen, baute man nun den Altar von 1823 ab und erstellte eine neue hölzerne Mensa, die formal und farblich dem Stipes des abgebauten Altars nachempfunden ist.⁸⁷ Das Gnadenbild steht jetzt wieder in der ursprünglichen und urtümlichen Art in der Felsnische (Abb. 90). Die Gestaltung seiner Ausschmückung und Umrahmung bereitete einiges Kopfzerbrechen. Glücklicherweise standen etliche gestochene Abbildungen auf Gebetszetteln und Pilgerandenken aus dem 17. und 18. Jahrhundert zur Verfügung. Wir entschieden uns für eine wohl gegen oder um 1700 entstandene Ansicht als Vorbild (Abb. 84). Zur Realisierung musste lediglich eine Draperie neu geschaffen werden. Sie bestand aus einer in Gelb- und Goldtönen mit einem Granatapfelmuster von Hand bedruckten Leinwand. Alles Übrige war Altbestand und teilweise im Altar von 1823 eingebaut gewesen: die Baldachinbekrönung, die sechs kerzentragenden Putten, beides in Metall, der holzgeschnitzte und vergoldete Strahlenkranz, selbstverständlich auch die Kleider und Kronen von Madonna und Kind (Abb. 85). Der Abbau des oberen Teils des bis anhin doppelstöckigen Altargitters ermöglichte den ungehinderten Blickkontakt der Gläubigen zum

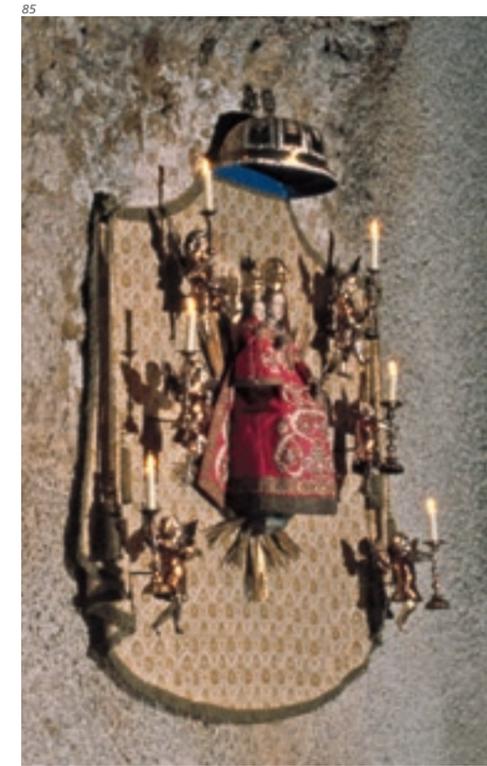


Abb. 84
Das Gnadenbild auf einem Gebetszettel von gegen oder um 1700.

Abb. 85
Das Gnadenbild in der Neupräsentation von 1986, die dem Gebetszettel von gegen oder um 1700 nachempfunden war.

Abb. 86
Das Gnadenbild in einem Stich des 18. Jahrhunderts.

Abb. 87
Das Gnadenbild in der heutigen Präsentation, die 1991 nach einem Brand entstand und den nebenstehenden Stich zum Vorbild hat.



Zelebranten und zum Gnadenbild, auch wenn damit vielleicht ein Teil der geheimnisvollen Aura der Kapelle verloren ging (vgl. S. 28, Abb. 44). Leider fing die Draperie nach wenigen Jahren durch eine Kerze Feuer. So wurde wiederum eine Neugestaltung notwendig. Diesmal, 1991, hielten wir uns an einen Stich aus dem 18. Jahrhundert (Abb. 86). Diese Vorlage erlaubte es, die Puttenengel so anzuordnen, dass ihre Kerzen gänzlich ausserhalb der Draperie zu stehen kamen. Als Stoff wählten wir jetzt einen schweren dunklen Samtvelours mit gol-

denen Borten. Mit der metallenen Wolke und dem ebensolchen Strahlenkranz konnten weitere alte Bestandteile wiederverwendet werden (Abb. 87). Glückliche Umstände und genaue Untersuchungen ermöglichten eine weitgehende Wiederherstellung des originalen Zustandes beim Sakraments- oder Schwalleraltar. Er war 1645 aus Mitteln des Solothurner Schultheissen Johann Schwaller durch den Steinbildhauer Hans Heinrich Scharpf geschaffen worden (S. 12, Abb. 9).⁸⁸ Die Figurenanordnung war im Laufe der Jahrhunderte etwas durcheinanderge-

Abb. 88
Der Gang zur Gnadenkapelle mit der Mönchsgruft links oben und der Gnadenkapelle am rechten Bildrand. Die darüberliegenden Gebäude sind gestrichelt eingezeichnet. Heutiger Zustand. Planzeichnung Urs Bertschinger 2015.

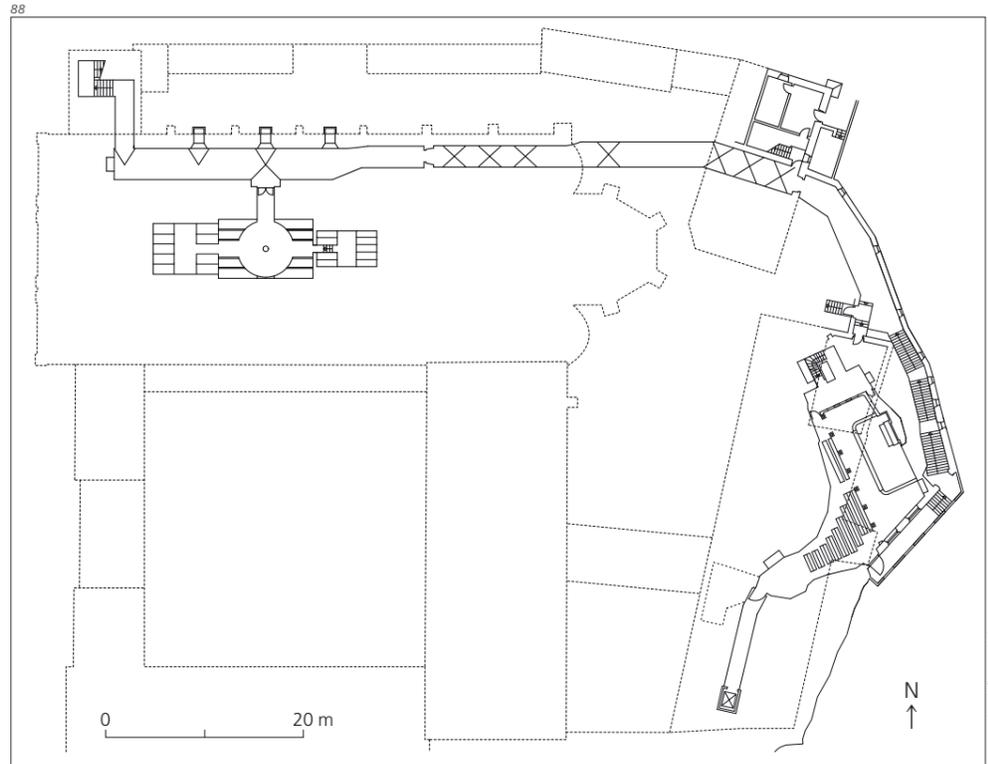
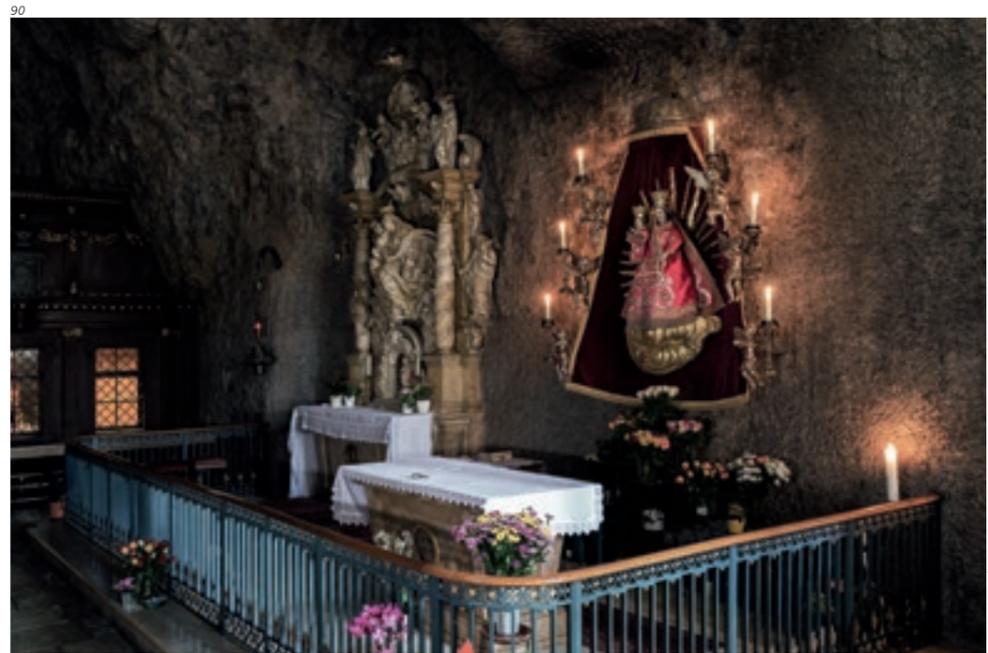


Abb. 89
Teilstück der originalen Tabernakelrahmung des Sakramentsaltars, das bei Bauarbeiten gefunden wurde und wieder eingesetzt werden konnte.

Abb. 90
Die Gnadenkapelle nach der Restaurierung und den Eingriffen von 1984–1986. Foto 2015.

raten, bedingt durch den Einbau eines überdimensionierten Tabernakels im Jahr 1834 (Abb. 83). Dieser wurde entfernt, der ursprüngliche Tabernakel dank eines in Zweitverwendung als Mauerstein eingesetzten und jetzt wieder zum Vorschein gekommenen Originalstücks und aufgrund von Vergleichsbeispielen ergänzt (Abb. 89). Gottlieb Loertscher hatte schon 1957 erkannt, dass die wohl seit 1834 separat aufgestellte Figur des hl. Josef zum Altar gehörte.⁸⁹ Eine detaillierte Analyse des grossen Sticks der Gnadenkapelle um 1680 (S. 14, Abb. 12) und Beobach-

tungen am Altar selbst erlaubten es, die seit 1834 auf den seitlichen Konsolen platzierten Figuren des hl. Johannes des Täufers und der hl. Elisabeth an ihren originalen Ort zu Füssen der Madonna zu setzen und dem hl. Josef seinen ursprünglichen Platz auf der rechten Konsole zurückzugeben. blieb die Leerstelle auf der linken Konsole, die ursprünglich einem heiligen Thebäer gehört hatte, der zwischenzeitlich verkauft worden und nicht mehr aufzutreiben war. Er wurde von Bildhauer Josef Ineichen im Stil des Altars neu geschaffen und vervollständigt den in sei-



ner Art einzigartigen und kostbaren Steinaltar. Die in Marmor gearbeitete Verkleidung des Altarstipes von 1824 blieb bestehen (Abb. 83 und S. 12, Abb. 9). Die Hauptzugangstreppe zur Gnadenkapelle war schon immer problembehaftet. Im 17. Jahrhundert führte sie unmittelbar beim Gnadenbild in die Höhle hinein. Anlässlich der Restaurierung von 1823 wurde sie tiefer gelegt, damit sie wenigstens ausserhalb der Kapelle endigte. Diese Massnahme verhinderte aber nicht, dass die neu ankommenden Pilger gleich neben dem Gnadenbild in die Kapelle eintraten und dort keine Ruhe aufkommen liessen (S. 28, Abb. 44). So entschloss man sich jetzt zu einer radikalen Neuerung, indem man die Treppe über die der Felshöhle vorgestellte Fassade hinausführte, dort über dem Abgrund in schwindelerregender Höhe eine Plattform betonierte und auf diese eine hölzerne Laube stellte (Abb. 88, 91, 92). Von hier aus liess sich ein Eingang in den hinteren Teil der Gnadenkapelle realisieren, durch welchen fortan die neu Ankommenden eintraten, ohne Bild und Andacht zu stören. Gleichzeitig wurden der in den Fels eingetiefte Kapellengang oberhalb der Treppe von der Höhe des Gertrudisheims an restauriert und die übermalten architekturbegleitenden Malereien freigelegt und zurückhaltend ergänzt.

Kurze Zeit nach der Restaurierung war die Gnadenkapelle durch die Kerzenopfer wieder gänzlich ver-russt, sodass 1992 der Ort der Kerzenopfer aus der Gnadenkapelle weg verlegt werden musste. Später wurden raucharme «Kerzen», deren Körper eine mit Öl gefüllte Blechhülse bildet und deren Abluft abgesogen wird, wieder gestattet.

Architekt: Giuseppe Gerster, Laufen
Bundesexperte: Fritz Lauber, Basel (†1988)
Berater für die Präsentation des Gnadenbildes:
Custos Robert Ludwig Suter, Beromünster (1986),
Alois Hediger, Stans (1991)
Stoffdruck der Präsentation 1986: Sr. M. Luzia Güller
OCist, Eschenbach
Restaurator: Georg Stribrsky, Tafers
Steinrestaurator: Josef Ineichen, Niederlenz
Goldschmiedearbeiten: Norbert May, Solothurn
Kantonaler Denkmalpfleger: Georg Carlen, Solothurn

Die Orgel in der Gnadenkapelle

Wie schon bei der grossen Orgel in der Basilika untersuchte der Konsulent für Orgelfragen der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege, Jakob Kobelt, die bestehende Orgel gründlich und lieferte einen Bericht ab, der sich historisch auf die Recherchen des Klosterarchivars und späteren Abtes Pater Lukas Schenker stützte. Daraus ging hervor, dass die Orgel um 1824 als Brüstungsorgel erbaut und 1911 durch Beiler und Besserer erweitert worden war. Mitte der 1970er Jahre hatte ein «Hobby-Organbauer» ein paar Register aus der stillgelegten Orgel der Basilika in die Gnadenkapellenorgel eingebaut, sodass der Orgelexperte Kobelt am 29. März 1986 bekannte: «Diese Orgel ist eines der schlimmsten Werke, die mir jemals begegnet sind. Ausser dem Prospekt und den anderen originalen Gehäuseteilen, den Schnitzereien und den Engeln ist nichts mehr zu gebrauchen.»⁹⁰



Abb. 91 und 92
Der Glutzbau mit der darunterliegenden Gnadenkapelle und dem Kapellengang vor (rechts) und nach den Massnahmen von 1984–1986. Fotos 2015 und 1982.

Abb. 93
Die Burger-Steiner-Orgel in der Gnadenkapelle mit dem Prospekt von um 1824 und dem Werk von 1989. Foto 2015.

Abb. 94 und 95
Das Gertrudisheim, heute
Haus der Stille, vor (links) und
während der Renovation
1984–1986.

Disposition der Steiner-Orgel in der Gnadenkapelle

Manual

1. Principal	8'	Geteilte Schleife h/c'
2. Bourdon	8'	Geteilte Schleife h/c'
3. Salicional	8'	C-H gemeinsam mit Bourdon 8'
4. Octave	4'	Geteilte Schleife h/c'
5. Rohrflöte	4'	Geteilte Schleife h/c'
6. Quinte	2½'	Ab c'
7. Flageolet	2'	
8. Mixtur III	2'	

Pedal

9. Subbass	16'
10. Bourdon	8'

Koppel: Manual–Pedal

Mechanische Spiel- und Registertraktur

Pedal und Manual auf einer Lade

Der beauftragte Orgelbauer Roman Steiner, Fehren, konnte zusätzlich noch den Prospektstock retten, das heisst den Hartholzladen, auf dem die Prospektpfeifen aufsitzen und durch den ihnen die Luft zugeleitet wird. Genaue Beobachtungen an der Orgel selber, die er zusammen mit dem Organologen François Seydoux, Freiburg i. Üe., tätigte, brachten die Erkenntnis, dass die Orgel ursprünglich von Johannes Burger in Laufen stammen musste, der sich mit diesem Werk für den Bau der grossen Orgel in der Basilika empfohlen haben mochte.⁹¹

Die von Kobelt vorgeschlagene Disposition des neuen Werks wurde leicht verändert in der Bauweise Burgers ausgeführt, die Orgelbauer Steiner bei der kurz zuvor vollendeten Restaurierung der Burger-Orgel in Rodersdorf im Detail kennengelernt hatte.⁹² Die neue Orgel im restaurierten Gehäuse wurde am 2. Februar 1989 eingeweiht und am 31. März von

Rudolf Bruhin, dem Nachfolger des während des Baus leider verstorbenen Jakob Kobelts, als Orgelbau-Konsulent abgenommen (Abb. 93).⁹³ Schon bald setzte eine durch die Votivkerzen verursachte Verrussung des neuen Werks ein, sodass deren Entfernung aus der Gnadenkapelle im Jahre 1992 auch die Orgel aufschnauften liess.

Orgelbauer: Roman Steiner, Fehren
Bundesexperte: Fritz Lauber, Basel (†1988)
Orgelexperten EKD: Jakob Kobelt, Zürich/Mitlödi (†1987), Rudolf Bruhin, Basel
Restaurator: Georg Stribrsky, Tafers
Kantonaler Denkmalpfleger: Georg Carlen, Solothurn

Gertrudisheim (heute Haus der Stille) und Apsis der Josefskapelle

Erste Untersuchungen führte der Präsident der Baukommission, Pater Bonifaz Born, wiederum eigenhändig durch.⁹⁴ Da der Zustand sehr schlecht und die meisten Zwischenwände jüngeren Datums waren, wurde das Haus bis auf die Balkenlagen und die Dachkonstruktion ausgeräumt. Anschliessend führte die Kantonsarchäologie vom September 1984 bis Januar 1985 Ausgrabungen durch.⁹⁵ Es zeigte sich, dass der südliche Hausteil identisch war mit dem schon auf dem Mirakelbild von 1543 dargestellten Gebäude aus der vorklösterlichen Zeit (S. 7, Abb. 2, und S. 11, Abb. 6). Unter Abt Esso Glutz war es um 1700 auf die heutige Grösse angewachsen. Während sich ursprünglich mindestens im Erdgeschoss Werkstätten, eventuell die Wäscherei, befanden, diente das Haus im 19. Jahrhundert als Klosterschule mit Internat bis zur Aufhebung 1874, anschliessend als Wohnhaus, ab 1960 im Untergeschoss zusätzlich als Klosterwäscherei. Von 1985 bis 1986 wurden nach der Instandsetzung der Konstruktion und des Tragwerks zwölf Gästezimmer eingebaut. Seit die-

sem Zeitpunkt erfreut sich der weitgehend erneuerte Bau als Haus der Stille eines regen Zuspruchs (Abb. 94–96).⁹⁶

Im Frühjahr 1986 wurde das unschöne Schutzdach über dem Gnadenkapellengang zwischen der dem hl. Josef geweihten, nördlichen Chorflankenkapelle der Basilika und dem Haus der Stille abgerissen. An seine Stelle trat ein Flachdach über dem Kapellengang, das oberirdisch als kleiner Platz ausgebildet wurde. Bei dieser Gelegenheit entdeckte Pater Bonifaz die Fundamente der auf den alten Abbildungen dargestellten Apsis zur Josefskapelle, die anschliessend von der Kantonsarchäologie untersucht wurden.⁹⁷ Diesen Befund nutzte man, um die Apsis zu rekonstruieren. Im Innern der Kapelle führte dies zu einer lichtvollen neuen Chorgestaltung, in die Elemente des 1973/74 wegen der Liturgiereform entfernten historistischen Josefsaltars miteinbezogen wurden (S. 36, Abb. 62).⁹⁸

Architekt: Giuseppe Gerster, Laufen
Bundesexperte: Fritz Lauber, Basel (†1988)
Kantonaler Denkmalpfleger: Georg Carlen, Solothurn

Schlussbetrachtung

1989 war die Gesamtrestaurierung der Klosteranlage von Mariastein mit Ausnahme von grossen Teilen der Basilika, insbesondere des Innern und des Vorplatzes, abgeschlossen. Pater Bonifaz Born widmete dem erfolgreich durchgeführten, grossen Bauvorhaben in der Zeitschrift «Mariastein» einen neunzigseitigen Rückblick.⁹⁹ Die Kosten beliefen sich, den Umbau der Pilgerlaube und der alten Schmiede mit eingerechnet, auf rund zwanzig Millionen Franken.¹⁰⁰ Verschiedene Umstände trugen zum erfreulichen Resultat bei. Es herrschten in jenen Jahren religionspolitisch Toleranz und Entspannung. Die frühen 1970er und auch wieder die 1980er Jahre

standen im Zeichen wirtschaftlicher Blüte. In der zwischenzeitlichen Rezession sorgte das Europäische Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz 1975 bei der Öffentlichkeit für wachsende Akzeptanz unserer Anliegen, eine Akzeptanz, die auch in den 1980er Jahren nicht abflaute.

Die Baudenkmalpflege verfügte zunehmend über gute und verfeinerte Untersuchungs- und Erhaltungsmethoden unter Einbezug von Archäologie, Geschichts- und Naturwissenschaften. Der Historismus, den die Moderne noch verdammt hatte, und damit der Neubarock der Klosterkirche wurden sowohl in der Kunstwissenschaft als auch bei der Bevölkerung allmählich rehabilitiert. Ein sprechendes Beispiel dafür ist der 1973/74 abgebaute Josefsaltar, der schon 1987 teilweise wieder in die Josefskapelle zurückfand. Dass das Restaurierungsziel der Basilika nicht feststand, behinderte die Arbeiten an den Klostergebäuden nicht. Für die kunsthistorisch und baukünstlerisch besonders wertvollen Gebäude des Konventstocks und des Glutzbaus galt ein damals häufig praktiziertes Restaurierungsziel, das neben der statischen Ertüchtigung das Herauspräparieren nicht unbedingt des ursprünglichen, sondern desjenigen Zustandes betraf, welchen das Gebäude auf dem Höhepunkt seiner baukulturellen Ausstrahlung zeigt. Bei beiden Bauten war dies die Zeit um 1700.

Wie überall hing das Gelingen vom Zusammenspiel der beteiligten Personen ab, das rückblickend gerühmt werden darf. An vorderster Front standen dabei der nimmermüde Präsident der Baukommission, Pater Bonifaz Born, mit ihm der Architekt Giuseppe Gerster, der seine Funktion als Dienst am Denkmal und an der Bauherrschaft auffasste, und nicht zuletzt der wegweisende Bundesexperte Fritz Lauber, für dessen Verdienste das Klosterkapitel ihn 1981 zum Ehrenkonfrater ernannte.¹⁰¹

Anmerkungen

¹ Dieser Text stützt sich zur Hauptsache auf die Berichte, die in der Zeitschrift *Mariastein* und in den Jahresberichten der Kantonalen Denkmalpflege (*JbSolG*) publiziert wurden, sowie auf separat erschienene Berichte. Zusätzlich wurden punktuell Originalquellen im Archiv der Kantonalen Denkmalpflege Solothurn konsultiert. Ich danke Altabt Pater Lukas Schenker OSB für die Zusammenstellung der Publikationen zur Restaurierungsgeschichte der Klosteranlage. Pater Bonifaz Born OSB und Architekt Giuseppe Gerster, Laufen, danke ich für verschiedene Auskünfte und für die kritische Durchsicht des Textes.

² P. Lukas Schenker, *Exil und Rückkehr des Mariasteiner Konventes 1874–1981*, Mariastein 1998, S. 172–174.

³ «Expertenbericht über die notwendigen Unterhalts- und Instandstellungsarbeiten an den staatlichen, ehemaligen Klostergebäulichkeiten in Mariastein» vom September 1960 im Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.

⁴ Schreiben Loertscher vom 7. Oktober 1968 im Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.

⁵ Wie vorige Anmerkung. Mit den von Jeltsch und Loertscher geschätzten Kosten ist wohl die erwähnte Kostenschätzung von Berger und Thuring gemeint.

⁶ Schreiben Lauber an Regierungsrat Wyser vom 21. Oktober 1968 im Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.

⁷ Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege, *Wegleitung für die eidgenössischen Experten*, Typoskript vom 27. Mai 1963 im EAD, Nachlass Linus Birchler.

⁸ P. Bonifaz Born, «Die Restaurierung der Klosteranlage Mariastein (1972–1989)», in: *Mariastein* 35/1989, S. 177–268 (S. 178–180).

Abb. 96
Das Haus der Stille nach
der Renovation 1984–1986.
Foto 2015.



- ⁹ P. Bonifaz Born und P. Lukas Schenker, «Zur Vollendung der Restaurierung der Klosteranlage Mariastein», in: *Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens* 101/1990, S. 508–513 (S. 512).
- ¹⁰ Born 1989 (wie Anm. 8), S. 181f.
- ¹¹ Born 1989 (wie Anm. 8), S. 186. – Vgl. auch *Mariastein* 19/1972/1973, S. 215–226.
- ¹² Protokoll der Beratung zwischen Baukommission, Denkmalpflege und Architekt Gerster vom 30. Mai 1972 im Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.
- ¹³ Undatiertes Offertformular für die Steinhauerarbeiten im Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.
- ¹⁴ Bericht de Quervain vom 18. Dezember 1972 im Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.
- ¹⁵ Wegleitung 1963 (wie Anm. 7), S. 10.
- ¹⁶ Linus Birchler, *Restaurierungspraxis und Kunsterbe in der Schweiz* (Kultur- und Staatswirtschaftliche Schriften der ETH 62), Zürich 1948, S. 17.
- ¹⁷ *JbSolG* 51/1978, S. 322.
- ¹⁸ *JbSolG* 44/1971, S. 166f.
- ¹⁹ P. Bonifaz Born, «Die Klosterkirche als Bauplatz», in: *Mariastein* 20/1974, S. 22–31 (S. 23).
- ²⁰ Giuseppe Gerster, *Benediktiner-Kloster Mariastein, Restaurierung und Renovierung der Gesamtanlage* (2. Bauetappe vom 8. November 1973 bis zum 13. November 1975), *Bericht des Architekten*, Typoskript vom 27. Januar 1976 im Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn, S. 2.
- ²¹ P. Bonifaz Born, «Zu den Gräberfunden in der Klosterkirche», in: *Mariastein* 20/1974, S. 32–42.
- ²² Siehe S. 77.
- ²³ Born 1974 (wie Anm. 21), S. 41f.
- ²⁴ Gerster 1976 (wie Anm. 20), S. 1f.
- ²⁵ Dokument im Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.
- ²⁶ Bruno Häusel, Bericht über die Sondierungsarbeiten in der Basilika Mariastein vom 6.–9. Februar 1973, im Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.
- ²⁷ Protokoll der Beratung zwischen Baukommission, Denkmalpflege und Architekt Gerster vom 16. Februar 1973, im Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.
- ²⁸ Protokoll des Gedankenaustausches über das Innere der Klosterkirche Mariastein vom 16. April 1974, verfasst von Pater Norbert Cueni, im Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.
- ²⁹ Wegleitung 1963 (wie Anm. 7), S. 9.
- ³⁰ Birchler 1948 (wie Anm. 16), S. 15.
- ³¹ «Internationale Charta über die Konservierung und Restaurierung von Denkmälern und Ensembles, Venedig 1964», in: *Denkmalschutz, Texte zum Denkmalschutz und zur Denkmalpflege* (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 52), Bonn 1996, S. 55f., Artikel 11.
- ³² Adolf Reinle, *Die Kunst des 19. Jahrhunderts* (Kunstgeschichte der Schweiz 4), Frauenfeld 1962.
- ³³ Albert Knoepfli, *Schweizerische Denkmalpflege – Geschichte und Doktrinen* (Beiträge zur Geschichte der Kunstwissenschaft in der Schweiz 1), Zürich 1972, S. 108f.
- ³⁴ *Mariastein* 19/1972/73, S. 357–368, resp. *Mariastein* 24/1978, S. 276–282. Meine Darstellung fusst auf diesen beiden Publikationen.
- ³⁵ *Mariastein* 24/1978, S. 278.
- ³⁶ Bei Burger 1833/1837 nicht vorhanden.
- ³⁷ Bei Burger 1833/1837 nicht vorhanden.
- ³⁸ *Mariastein* 24/1978, S. 283–286.
- ³⁹ Gerster 1976 (wie Anm. 20), S. 4.
- ⁴⁰ Gerster 1976 (wie Anm. 20), S. 2f.
- ⁴¹ *Mariastein* 20/1974, S. 246–259, und 22/1976, S. 6–12.
- ⁴² Birchler 1948 (wie Anm. 16), S. 19. – Charta von Venedig (wie Anm. 31), Art. 12.
- ⁴³ *Mariastein* 24/1978, S. 84–94, Zitat S. 85.
- ⁴⁴ Born 1989 (wie Anm. 8), S. 208.
- ⁴⁵ «Einweihung des renovierten Konventhauses und der renovierten Bibliothek – eine Sondernummer», in: *Mariastein* 27/1981, S. 89–132 (S. 94).
- ⁴⁶ Gottlieb Loertscher, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Solothurn. Band III. Die Bezirke Thal, Thierstein und Dorneck*, Basel, 1957 (Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Band 38), S. 358, 414 (nach Loertscher befand sich im Obergeschoss neben der Bibliothek ein Theatersaal). – P. Bonifaz Born, «In den ursprünglichen Glanz zurückversetzt...», in: Sondernummer 1981 (wie Anm. 45), S. 95–116 (S. 95).
- ⁴⁷ Born 1981 (wie Anm. 46), S. 98f.
- ⁴⁸ Born 1981 (wie Anm. 46), S. 102–108.
- ⁴⁹ Gemeint sind entweder Lüftungsflügel oder die Öffnungen zum Kreuzgang hin.
- ⁵⁰ BMA 682, S. 112. Bei Born 1981 (wie Anm. 46), S. 103, steht wegen eines Druckfehlers die Jahreszahl 1766. Freundliche Mitteilung von P. Bonifaz Born.
- ⁵¹ P. Anselm Dieler, Tagebuch, KAM Q5, Faszikel 30. Freundliche Mitteilung von P. Bonifaz Born.
- ⁵² Born/Schenker 1990 (wie Anm. 9), S. 509.
- ⁵³ Zum Team der Kantonalen Denkmalpflege Solothurn gehörte damals noch kein Bauanalytiker. Ein solcher stiess mit dem Archäologietechniker und Bauforscher Markus Hochstrasser († 2008) erst 1980 dazu.
- ⁵⁴ Born 1981 (wie Anm. 46), S. 112. Mit Raetersdorf dürfte Rodersdorf gemeint sein.
- ⁵⁵ Born 1981 (wie Anm. 46), S. 112.
- ⁵⁶ Sondernummer 1981 (wie Anm. 45), S. 92.
- ⁵⁷ Sondernummer 1981 (wie Anm. 45), S. 124–130.
- ⁵⁸ Text aus: Sondernummer 1981 (wie Anm. 45), S. 130.
- ⁵⁹ Text aus: Sondernummer 1981 (wie Anm. 45), S. 125.
- ⁶⁰ Sondernummer 1981 (wie Anm. 45), S. 117–121.
- ⁶¹ *JbSolG* 56/1983, S. 202. – Born 1981 (wie Anm. 46), S. 97. – Born 1989 (wie Anm. 8), S. 217.
- ⁶² Born 1981 (wie Anm. 46), S. 115.
- ⁶³ Born 1981 (wie Anm. 46), S. 113.
- ⁶⁴ Text aus: Sondernummer 1981 (wie Anm. 45), S. 117.
- ⁶⁵ Sondernummer 1981 (wie Anm. 45).
- ⁶⁶ *Mariastein* 27/1981, S. 158–162.
- ⁶⁷ Loertscher 1957 (wie Anm. 46), S. 355.
- ⁶⁸ Born 1989 (wie Anm. 8), S. 219–225. – *JbSolG* 57/1984, S. 280f.
- ⁶⁹ Loertscher 1957 (wie Anm. 46), S. 355.
- ⁷⁰ Hans-Jörg Lehner, «Die archäologischen Abklärungen im als «Alte Abtei» bezeichneten Bereich des heutigen Benediktinerklosters Mariastein SO», in: *ASO* 4/1985, S. 33–64 (S. 45, Abb. 10).
- ⁷¹ *JbSolG* 60/1987, S. 289.
- ⁷² *Mariastein* 33/1987, S. 92.
- ⁷³ *JbSolG* 57/1984, S. 282.
- ⁷⁴ Lehner 1985 (wie Anm. 70).
- ⁷⁵ Lehner 1985 (wie Anm. 70), S. 37. Der von Markus Hochstrasser an dieser Stelle unternommene zeichnerische Deutungsversuch konnte nicht bestätigt werden.
- ⁷⁶ Lehner 1985 (wie Anm. 70), S. 43–45, Abb. 5–9.
- ⁷⁷ Loertscher 1957 (wie Anm. 46), S. 398–404. – *Die Reichenstein'sche Kapelle in Mariastein*, Mariastein 1943.
- ⁷⁸ Lehner 1985 (wie Anm. 70).
- ⁷⁹ Loertscher 1957 (wie Anm. 46), S. 399.
- ⁸⁰ Reichenstein'sche Kapelle 1943 (wie Anm. 77), S. 11.
- ⁸¹ *JbSolG* 44/1971, S. 166.
- ⁸² Born 1989 (wie Anm. 8), S. 234. – *JbSolG* 60/1987, S. 293–297.
- ⁸³ *JbSolG* 60/1987, S. 296.
- ⁸⁴ Restaurierungsdokumentation Willy Arn AG, Lyss, vom 7. September 1984 im Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.
- ⁸⁵ Born 1989 (wie Anm. 8), S. 234.
- ⁸⁶ Loertscher 1957 (wie Anm. 46), S. 356.
- ⁸⁷ Der Altar wurde in der Reichensteinkapelle wiederverwendet. Siehe S. 69.
- ⁸⁸ Loertscher 1957 (wie Anm. 46), S. 351f, 356.
- ⁸⁹ Loertscher 1957 (wie Anm. 46), S. 406.
- ⁹⁰ Fr. Armin Russi, «Die neue Orgel der Gnadenkapelle», in: *Mariastein* 35/1989, S. 70–73, Zitat Kobelt S. 71.
- ⁹¹ Roman Steiner, «Die Rekonstruktion der Brüstungsorgel in der Gnadenkapelle Mariastein», in: *Mariastein* 35/1989, S. 74f.
- ⁹² Vgl. «Metzerlen, Kloster Mariastein, Gnadenkapelle und Zugänge», in: *JbSolG* 65/1992, S. 334f.
- ⁹³ Bericht Bruhin vom 19. April 1989 im Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.
- ⁹⁴ B[onifaz] B[orn], Altes Gymnasium, Bericht zur Bauko[mmissions]-Sitzung vom 10. Januar 1984, Typoskript im Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.
- ⁹⁵ *ASO* 4/1985, S. 107f.
- ⁹⁶ Giuseppe Gerster und P. Armin Russi, «Von der Klosterschule zum Haus der Stille», in: *Mariastein* 35/1989, S. 42–47.
- ⁹⁷ *ASO* 5/1987, S. 160f.
- ⁹⁸ Giuseppe Gerster und P. Anselm Bütler, «Der neugestaltete Altarraum unserer Josefskapelle», in: *Mariastein* 35/1989, S. 281–284.
- ⁹⁹ Born 1989 (wie Anm. 8).
- ¹⁰⁰ Born/Schenker 1990 (wie Anm. 9), S. 512.
- ¹⁰¹ *Mariastein* 34/1988, S. 141–149.